

Preis des Einzelheftes 50 Pf.

LÄNDER VÖLKER

12.

Heft • Dezember • 1936

66. Jahrgang Neue Folge

Die beiden Amerika

Kienzl: San Martín, „El Capitán de los Andes“ I

Kutschera: Amerika: Nord und Süd

Lehmann: Deutsche Luftfahrt in Südamerika

Pahl: Die Philippinen — Lufft: Das USA.-Heer als neue politische Großmacht

25 Hefte „Ibero-Amerikanische Bibliographie“ — Querschnitte — Zeitschriftenlese

Bericht über auslandkundliches Schrifttum: Außerhalb europäische Kulturkreise

VERIAG: GESELLSCHAFT FÜR LÄNDERKUNDE, BERLIN

LÄNDER UND VÖLKER

Herausgegeben von der **GESELLSCHAFT FÜR LÄNDERKUNDE**
Berlin NW 40, Lüneburger Straße 21 / Fernruf: C 5 Hansa 5311
Postscheckkonto: Berlin 74750 / Erfüllungsort: Berlin-Mitte

Schriftleitung: Berlin C 2, Breite Straße 37 (Ibero-Amerikanisches Institut)
Fernruf: J 6 Bleibtreu 1548

Manuskript- und Buchzusendungen an die Schriftleitung erbeten

66. JAHRGANG/N.F. / HEFT 12 / DEZEMBER 1936

INHALTSVERZEICHNIS

AUFSÄTZE .

Kienzl: San Martín, „El Capitán de los Andes“ I	369
Kutschera: Die beiden Amerika	381
Lufft: Das USA.-Heer als neue politische Großmacht	384
Lehmann: Deutsche Luftfahrt in Südamerika	387
Pahl: Die Philippinen	392
Esold: Weihnacht, Sonnenwende und Marienfeste bei den Indianern Méxicos	397
25 Hefte „Ibero-Amerikanische Bibliographie“	400

QUERSCHNITTE 401

ZEITSCHRIFTENLESE 410

BÜCHERTAFEL 414

Monatsschrift der Gesellschaft für Länderkunde / Einzelheft 0,50 M.
Zu beziehen durch den Verlag und bei jeder Buchhandlung

A N S C H R I F T E N D E R M I T A R B E I T E R

Florian Kienzl, Berlin-Wilmersdorf, Spessartstr. 13. — Konrad Kutschera, Hauptschriftleiter, Berlin-Charlottenburg, Roscherstr. 6. — Dr. Hermann Lufft, Schriftleiter, Berlin-Mariendorf, Tejastr. 13. — Otto Lehmann, Major a. D., verantwortlicher Schriftleiter der Flugbeilage des „Völkischen Beobachters“, Berlin SW 68, Zimmerstr. 88. — Walther Pahl, Berlin-Zehlendorf, Am Fischtal 26 b. — W. S. Esold, Anschrift durch die Schriftleitung.

VERLAG: GESELLSCHAFT FÜR LÄNDERKUNDE, BERLIN

San Martín

„El Capitán de los Andes“

Eine Lebensdarstellung des argentinischen Freiheitshelden

I.

Alte und neue Welt

Ibero-Amerika stellt ein geschlossenes spanisch-portugiesisches Sprachgebiet dar. Doch darf man seine Bewohner nicht als ein Volksganzes betrachten. Die neue Welt ist ebenso eine Vielheit wie die alte. Wie die Natur Südamerikas die größten Gegensätze aufweist — Ebene und Hochgebirge, Urwald und Steppe, tropisches und gemäßigtes Klima — so mannigfach ist auch, gewiß unter dem Einfluß der natürlichen Verhältnisse, der Menschenschlag geartet. Das trifft sowohl für die Kreolen zu, deren Vorfahren einst von der iberischen Halbinsel kamen, wie für die Urbewohner, die wir gemeinhin als indianisch bezeichnen, die aber nicht einmal rassemäßig eine Einheit bilden und in jeder Zone der vielfach vorherrschenden Mischbevölkerung einen ganz besonderen Charakter geben.

Auch innerhalb der meisten südamerikanischen Staaten ist eine durch Landschaft oder Abstammung ausgeprägte Unterschiedlichkeit der Bewohner auffallend, und sie ist die tiefere Ursache mancher politischen Spannungen und Spaltungen. Jedoch schließt die Vielheit nicht ein organisches Zusammenwirken aus. Wir haben im modernen Südamerika kulturelle Errungenschaften zu bewundern, die manchenorts keineswegs den Vergleich mit dem Fortschritt des glücklicheren Nordkontinentes zu scheuen brauchen. Bescheidene Residenzen sind seit Erringung der staatlichen Selbständigkeit zu Städten von seltener Schönheit und Größe geworden. Länder, die sich noch zu Beginn des 19. Jahrhunderts auf eine Art Austauschhandel mit den immer mehr verarmenden Mutterländern beschränken mußten, haben eine bedeutende Machtstellung auf dem Weltmarkt erworben. Über Gebirgspässe der Anden, die einst von den Befreierheeren San Martíns und Bolívars nur unter unsäglichen Strapazen bezwungen werden konnten, führen (z. T. schon seit den achtziger Jahren) Eisenbahnen, Höhen bis zu fünftausend Meter erklimmend. Autostraßen durchqueren wüste Gebiete, wo früher ein Reisen kaum auf Maultieren möglich war. Es



fehlt nicht an mustergültigen sozialen Einrichtungen. Universitäten und Kunstinstitute genießen ein internationales Ansehen.

Wir sehen eine gesunde Kraft sich Bahn brechen, wir erleben, wie ein Geist der Ordnung, ein höheres Prinzip sich durch alle Wandlungen und Wirrungen hindurch behauptet, eine stete Entwicklung fördert, wie sich über die inneren Gegensätze ein allgemeiner nationaler Wille erhebt.

Aber nicht die Gegenwart allein vermittelt uns diese Erkenntnis. Am tiefsten werden wir uns der ideellen Triebkräfte der südamerikanischen Völker bewußt, wenn wir uns zurückversetzen in die Zeit der Unabhängigkeitskriege, in die „heroische Epoche“ Südamerikas. Der fünfzehnjährige Kampf gegen die spanische Kolonialherrschaft (1810 bis 1825) ist eine Volkserhebung von sittlicher Größe. Zwar tritt auch hier — in den einzelnen Ländern — nicht immer eine einheitliche Front in Erscheinung. Der Lokalgeist der Städte und Provinzen, die Selbstherrlichkeit der Guerilla-Führer erschweren und verzögerten das Erreichen des gemeinsamen Zieles. Aber für dieses Ziel kämpften die Patrioten mit einem oft beispiellosen Opfermut, ohne Unterstützung irgendeiner fremden Macht, wie sie den Freiheitskämpfern Nordamerikas durch Frankreich und Spanien zuteil wurde, mit meist unzulänglichen Kriegsmitteln gegen kampferprobte europäische Heere, die ehemals einen Napoleon hatten bezwingen helfen. Und wenn es auch hier wie im allgemeinen gelten mag, daß Männer die Geschichte machen, so darf doch nicht verkannt werden, daß die beiden überragenden Persönlichkeiten der südamerikanischen Freiheitsgeschichte, San Martín und Bolívar, in ihren für die Zukunft entscheidenden Handlungen Träger eines Gesamtwillens waren. Und so sehr sich Wesen und Denkart des Argentiniers und des Venezolaners voneinander unterschieden, so bildeten sie doch — von einem höheren Standpunkt aus gesehen —, einander ergänzend und ablösend, eine Einheit, wurden sie zum menschlichen Symbol des schöpferischen nationalen Geistes in Südamerika. Diesen Geist verstehen zu lernen gibt es keinen besseren Weg, als den unvergänglichen Spuren ihrer Heldentaten zu folgen.

*

Die Unabhängigkeitsbewegung im spanischen Kolonialreich, das mit Ausnahme von Brasilien und der Guayana-Kolonien ganz Süd- und Mittelamerika, große Teile des Nordkontinentes und der Antillen umfaßte, ging von der eingeborenen weißen Herrschicht der Kreolen, den Nachkommen der Conquistadores aus. Erst allmählich griff sie über auf die noch meist urteilslose große Mehrheit der Bevölkerung — Mestizen, Indios und Neger. Eine Revolution von Oben: die Kreolen, die Großgrund- und Minenbesitzer, suchten ihre Machtstellung zur Machtvollkommenheit auszubauen. Nicht eigentlich erstrebten sie zunächst, bis auf wenige radikale Gruppen, eine Loslösung von der Regierungsgewalt des Königs — zu tief war die allgemeine Ver-

ehrerung für die „katholische Majestät“, die mehr noch eine religiöse als weltliche Bindung darstellte —, sie wollten vor allem eine wirkliche Gleichstellung mit den Stammesbrüdern im Mutterlande. Diese war zwar von Anbeginn der Besitzergreifung von der spanischen Krone den Siedlern zugesichert, wurde aber tatsächlich niemals durchgeführt. Die Kreolen waren von den oberen Regierungsstellen so gut wie ausgeschlossen. Die Vicekönige, Generalkapitäne, Präsidenten, die Kirchenfürsten, die Mitglieder der Audiencias (der oberen Gerichtshöfe) und der Finanzverwaltung waren in der Regel landfremde Spanier und übten eine unumschränkte Gewalt aus. Lediglich in den Cabildos und Ayuntamientos (den Stadt- und Bezirksvertretungen) war den Einheimischen Sitz und Meinung gegönnt; — von hier ging denn auch die revolutionäre Bewegung aus. Am drückendsten empfand man die strenge Regelung des Handelsverkehrs. Von wenigen Ausnahmen abgesehen, durften die Rohstoffe nur nach dem Mutterlande ausgeführt werden, und die Amerikaner waren gezwungen, den Einkauf von Industriewaren nur in Spanien zu tätigen. Selbst der Verkehr zwischen den Kolonien war nur selten erlaubt.

Dieses vielgescholtene System war übrigens in ruhigen Zeiten nicht das schlechteste. Wenn es elastisch gehandhabt wurde, ermöglichte es den rechten Ausgleich der jeweiligen Bedürfnisse. Noch ungerechter aber wäre es, wollte man die spanische Kolonialherrschaft in Bausch und Bogen als unmenschlich verdammen, wie es leider in den meisten früheren amerikanischen Geschichtswerken über die Unabhängigkeitskriege der Fall ist. Es setzte nach den — wohl sehr blutigen — Zeiten der Eroberung eine Periode kultureller Durchdringung ein, die zu so achtbaren Ergebnissen führte, daß man den Spaniern unmöglich die Befähigung für kolonisatorische Aufgaben absprechen kann. Es sei an die Pioniertätigkeit der Mönchsorden, an die zahlreichen, vorzüglich organisierten Missionsdörfer am Orinoco, am Uruguay und im Innern Paraguays erinnert; an die „indische“ Gesetzgebung, die mit den Mißbräuchen der Eroberungszeit aufräumte; an die kirchliche und weltliche Verwaltung, die sich geschickt den überkommenen Einrichtungen der eingeborenen Kulturvölker anpaßte; an die heute so bewunderten Denkmäler altspanischer Baukunst, die hier einen eigenen Kolonialstil entwickelte; an die eifrige Pflege der Wissenschaften in Córdoba, Lima, México und Bogotá, wo Alexander von Humboldt entscheidende Anregung empfing. Es war im Grunde derselbe Geist, der sich später im Kampf um die Unabhängigkeit und in der Entwicklung der freien Staaten bewährte. Und es wird heute nur einer Pflicht Genüge getan, wenn die Völker der ibero-amerikanischen Welt ihr Mutterland mit Kundgebungen des Dankes ehren, wie es beim alljährlichen Verbrüderungsfest des „Día de la Raza“ geschieht.

Spanien selber hat die amerikanischen Nationalstaaten geschaffen. Ursprünglich gab es nur zwei Vicekönigreiche: Perú und Neuspanien (México). Dann wurden zwei andere gegründet: Neugranada (von Guayaquil bis zum Orinoco) und Rio de la Plata oder Buenos Aires.

Später kam es zu weiteren Untergliederungen, es lösten sich als selbständige Generalkapitanien Guatemala und Yucatan von Neuspanien, Venezuela von Neugranada, Chile von Perú. Den Charakter von Präsidenschaften erhielten Hochperú (heute Bolivien) und Quito (heute Ecuador), sie blieben aber in Abhängigkeit von Buenos Aires bzw. Neugranada. Auch Paraguay nahm eine gewisse Eigenstellung ein, als geschlossene Siedlungsgemeinschaft der Jesuiten. So waren für die künftigen Freistaaten die Grenzen in großen Zügen schon vorgezeichnet. Nicht willkürliche Grenzen, sondern meist bedingt durch die natürlichen Schranken der Gebirge und Flüsse. Und da Spanien nach dem Grundsatz „Divide et impera!“ diese Schranken noch durch Zollschranken zu verdichten trachtete, auch den geistigen Verkehr zwischen den einzelnen Kolonialgebieten nach Kräften unterband, mußte sich in jedem der Länder mit der Zeit ein nationaler Individualismus herausbilden. Das gilt vor allem für die sogenannten „armen“ Länder, die keine Gold- und Silberschätze bargen, hauptsächlich Leder, Genuß- und Nahrungsmittel produzierten, Waren, die — soweit Europa versorgt war — den Transport nicht immer lohnten. Buenos Aires und Venezuela waren sehr viel mehr sich selber überlassen, als Perú und México. Nach den alten Kernländern ergoß sich der Hauptstrom der spanischen Nachwanderer. Dort blieben die Kreolen in ständiger lebhafter Verbindung mit dem Mutterlande und wurden unter geringeren Schwierigkeiten als in den anderen Gebieten der Segnungen europäischer Kultur teilhaft. Sie konnten größere Reichtümer gewinnen, sich mit mannigfachem Luxus umgeben und alle mühevollen Arbeiten von Negersklaven verrichten lassen. Gegenüber den niederen Klassen bildeten sie ein ausgesprochenes Herrenmentum, und da sie immer wieder von Seiten der spanischen Krone mit wirtschaftlichen Zugeständnissen und äußeren Ehren bedacht wurden und sie vielfach sich mit der spanischen Kaufherren- und Beamtschaft vermischten, waren sie am wenigsten geneigt, an der alten Ordnung zu rütteln. Ganz anders in den mehr auf Landwirtschaft eingestellten Kolonien. Noch im 18. Jahrhundert konnten Monate vergehen, ohne daß ein spanisches Schiff in Buenos Aires oder La Guaira landete. Auf die eigene Kraft und Tätigkeit angewiesen, wuchs in der Abgeschiedenheit der Besitztümer ein schlichteres, regsameres und mehr bodenständiges Geschlecht heran. Der Spanier wurde eher als Fremder betrachtet und gegen Ende des 18. Jahrhunderts immer mehr als tyrannischer Ausbeuter, da sich die Verfallserscheinungen im Mutterlande jenseits des Ozeans stärker bemerkbar machten, da die durch Kriege geschwächte spanische Industrie nicht mehr mit der landwirtschaftlichen Erzeugung in den Kolonien Schritt halten konnte und dennoch — mit einer kurzen Ausnahme während der Regierungszeit Karls III. — keine anderen Handelswege geöffnet wurden, da die Minister die Kolonialämter als einträgliche Pfründen regelrecht aushandelten und mit dem Beamtenheer Sybaritentum und Korruption ins Land kam.

Einen schweren Stoß erlitt die spanische Macht in den „Nebenkolonien“ mit dem Siege Washingtons in Nordamerika. Ein Einziger

am Hofe der „Metrópoli“ sah deutlich die Gefahr, die das Beispiel des nordamerikanischen Freiheitskrieges im Süden heraufbeschwor. Der Minister Aranda warnte in einem merkwürdig prophetischen Schreiben seinen König und entwarf einen Plan, nach dem der Zerfall des spanischen Kolonialreiches noch verhindert werden konnte. Zur Beseitigung der Mißstände, die sich besonders durch die weite Entfernung der Kolonien vom königlichen Throne ergeben hätten, sei es, so schrieb er, unumgänglich geworden, daß der amerikanische Besitz in drei selbständige, von Infanten des königlichen Hauses regierte Monarchien (México, Costa firme, Perú) aufgeteilt werde, die mit Spanien nur durch die formelle Oberhoheit Seiner Katholischen Majestät, die den Titel eines Kaisers annehmen müßte, und durch Handels- und Freundschaftsverträge verbunden bleiben sollten. — Wäre dieser weise Ratschlag von Karl III. befolgt worden, hätte Spanien ohne Frage auf lange Zeit seine Weltmachtstellung behauptet und es wäre ihm und Amerika ein Blutopfer ohne Maß erspart geblieben. Denken wir an das Gegenbeispiel Brasiliens! Damit, daß König Johann von Portugal noch vor der spanisch-amerikanischen Erhebung nach Rio de Janeiro übersiedelte und Brasilien gegenüber dem portugiesischen Mutterlande zur Ebenbürtigkeit erhob und daß später sein Sohn Pedro I. die brasilianische Kaiserwürde annahm, ward die nicht zu verhindernde Entwicklung zur Eigenstaatlichkeit des Pflanzlandes auf eine allmähliche und unblutige Weise vollzogen und ward die Grundlage für den steten wirtschaftlichen und kulturellen Aufbau geschaffen, den Brasilien der halbhundertjährigen Regierung Pedros II. (bis 1889) zu danken hat.

Hatte schon die Gründung der Vereinigten Staaten Nordamerikas eine kaum verhohlene Wandlung in der loyalen Gesinnung der gebildeten Kreolen hervorgerufen, kam eine ausgesprochen revolutionäre Stimmung an einigen Orten der spanischen Kolonien auf, als sich diese Kreise mit den Lehren der französischen Revolution vertraut machten. Noch beschränkten sich die „Patrioten“, wie die Unabhängigkeitsfreunde nach dem Vorbild der nordamerikanischen Freiheitskämpfer hießen, auf einen Gedankenaustausch innerhalb kleiner Abendgesellschaften („tertulias“), auf die Abfassung von Aufrufen, Programmen und Satiren, die sie als Packpapier auf den Märkten unter die Leute brachten, auch über die Grenze in die Nachbarkolonien zu schmuggeln wußten. Buenos Aires, die Stadt, die man ob ihrer geistigen Regsamkeit und Fortschrittlichkeit gerne das „Athen der neuen Welt“ nannte, war das Zentrum der patriotischen Verbindungen in den südlichen Gebieten des Kolonialreiches. Hier wirkten schon um die Jahrhundertwende die späteren Führer der Revolution, die Moreno, Castelli, Belgrano, Balcarce und andere. Sie und ihre tätigen Gesinnungsgenossen im Norden Südamerikas konnten freilich damals, soweit sie auf einen gewaltsamen Umsturz bedacht waren, nur auf eine kleine Gefolgschaft zählen. Wo ein Aufstand versucht wurde, so 1799 in Caracas, konnte sich die spanische Herrschaft unerschüttert behaupten. Doch die Flamme brannte unter der Oberfläche weiter. Die beiden

Expeditionen von 1806, die von außen her zur Loslösung der Kolonien unternommen wurden, hatten zur Voraussetzung die bereits allbekannte Unzufriedenheit der Kreolen in den Agrarländern. Und obwohl sie scheiterten, schien doch lediglich dafür der Beweis erbracht, daß die Südamerikaner eher noch gewillt waren, die spanische, als eine fremde Herrschaft zu ertragen. Sie wußten, daß Miranda, der in London eine Geheimgesellschaft zur Befreiung Südamerikas gegründet hatte, im Solde Englands stand, und es würde sich ihm Venezuela verschlossen haben, auch wenn er nicht die Torheit begangen hätte, gerade vor der königstreuen Stadt Coro zu landen. Das andere, weit bedeutsamere Unternehmen war ein Versuch Englands, sich der Kolonie Buenos Aires zu bemächtigen. Kaum hatten die Engländer am Rio de la Plata festen Fuß gefaßt, erklärten sie der Bevölkerung, daß sie gekommen wären, den Unterdrückten beizustehen. Aber die Argentinier erkannten sehr bald, daß Englands Beistand auf Eroberung abgesehen war. Die Patrioten vereinigten sich mit den Königstreuen unter der Führung des tapferen Kapitäns Liniers und bereiteten den Eindringlingen eine vernichtende Niederlage. Dieser Sieg war kaum ein Sieg Spaniens. Die Regierung in Madrid hatte den wiederholten Bitten um Entsendung von regulären Truppen nicht Gehör geschenkt. Der Vizekönig Sobremonte hatte beim Herannahen der Engländer das Weite gesucht. Ein argentinisches Volksheer hatte für seine eigene Sache gekämpft. So wuchs mit der Erbitterung über die schwächliche Haltung der berufenen Schützer das Selbstbewußtsein der „Unmündigen“. Es führte von den Siegestagen des Jahres 1807 eine kaum unterbrochene Entwicklung zum 25. Mai 1810, dem Unabhängigkeitstage Argentinien.

Als die Heere Napoleons Spanien bis auf die Hafenfestung Cádiz beherrschten und Karl IV. und sein Nachfolger Ferdinand VII. auf ihre Thronrechte verzichtet hatten, wurden überall in Spanisch-Amerika — mit Ausnahme von Perú, das unter der starken Hand des Vizekönigs Abascal ruhig blieb — die spanischen Behörden abgesetzt und an ihrer Stelle heimische Juntas errichtet. Diese Juntas ahmten zwar nur das Beispiel der spanischen Provinzialjuntas nach, die sich vorübergehend beim Einbruch der Franzosen als nationale, den König vertretende Behörden konstituiert hatten. Trotzdem wurden sie von der Regencia, der letzten spanischen Amtsgewalt in Cádiz, als ungesetzlich in Acht und Bann getan. Eine ohnmächtige Geste, die jedoch den alten Herrenstandpunkt der Spanier so herausfordernd verriet, daß die Amerikaner nur gereizt wurden, noch einen Schritt weiter zu gehen. Die Juntas wurden durch selbständige Regierungen abgelöst.

Jahre der furchtbarsten Kämpfe folgten, in denen die Reaktion wieder an Boden gewann. Und nach der Wiedererstarkung der spanischen Macht in Europa kamen aus dem Mutterlande Heere nach Amerika, die bald das Schicksal der Revolution besiegelten. Nur Buenos Aires blieb frei. Es ist von Spanien, das seine Hauptmacht gegen den Norden des Kontinents warf, „vernachlässigt“ worden. Hier konnte in aller Stille José de San Martín ein neues Befreierheer

schaffen. Von hier aus zog der größte Sohn Argentinien's siegreich über die Anden nach Chile und weiter bis zur Hauptstadt Perús.

*

In Yapeyú, einer alten Jesuitensiedlung am Flusse Uruguay, stand die Wiege San Martín's. Dorthin war sein Vater, der Major Don Juan de San Martín, 1775 als stellvertretender Gouverneur versetzt worden. Im Zuge der Auflösung des Jesuitenordens, die der König von Spanien wegen angeblicher Übergriffe verfügt hatte, fiel dem alten Soldaten die Aufgabe zu, die staatliche Verwaltung an Stelle der geistlichen in den umliegenden Wirtschaftsbetrieben einzuführen; zugleich sollte er den Bezirk gegen die räuberischen Indios und gegen die benachbarten Portugiesen, die das Land östlich des Paraná den Spaniern streitig machten, militärisch sichern. Es war eine kampfreiche und sorgenvolle Zeit, als Doña Gregoria Matorras ihrem Manne den vierten Sohn schenkte, dessen Leben von Kampf und Sorgen erfüllt bleiben sollte.

Der 25. Februar 1778 ist als Geburtstag Josés überliefert. Von seinen ersten Kinderjahren wissen wir nichts. Auch ist nichts mehr von den Gebäuden erhalten, die Yapeyú den Ruf einer der ansehnlichsten Pflanzstätten der Gesellschaft Jesu gaben. Die Portugiesen haben später die Siedlung dem Erdboden gleichgemacht. Nur noch die hohen Palmen sind zu sehen, die das Geviert der Plaza säumten, und einige Trümmer des Jesuitenkollegiums, das wahrscheinlich die Geburtsstätte unseres Helden war. (Die umliegende neue Siedlung heißt übrigens heute San Martín.)

Ob sich San Martín irgendeine Erinnerung an seine Heimat bewahrt hat, an das wellige rote Land am breiten Flusse mit seinen Orangenhainen, seinen üppigen Viehweiden und Mais- und Baumwollpflanzungen? Es ist kaum zu glauben. Er war noch nicht vier Jahre alt, als der Vater vom Vizekönig in Buenos Aires die gewünschte Entlassung aus seiner aufreibenden, schlecht oder gar nicht besoldeten Stellung erhielt und nach dem La Plata übersiedelte. Nicht mehr als sechs Jahre zählte José, als die Eltern mit ihren Kindern — es war noch eine Tochter hinzugekommen — nach Spanien zurückkehrten.

Beide, Vater und Mutter, waren in Kastilien geboren und in einfachen Verhältnissen aufgewachsen und waren erst in reifem Alter nach Südamerika gekommen, wo sie sich kennen lernten und heirateten. José verdankte also seine amerikanische Abkunft nur einem vorübergehenden Aufenthalt seiner Eltern in den Kolonien. Und man kann sagen; eher die Tatsache, das er dort geboren, als eine blutmäßige oder seelische Bindung berechtigten ihn, bevor er zur Befreiung Amerikas auszog, sich Amerikaner zu nennen.

Nicht mit Glücksgütern gesegnet, kam die Familie im Frühjahr 1784 nach Madrid. Vater San Martín gehörte nicht zu denen, die es verstanden, sich „drüben“ die Taschen zu füllen. Er war eine

schlichte, ehrliche Soldatennatur, bis zum Äußersten genau in der Pflichterfüllung. In der „Metrópoli“ kam er um seine Pension ein. Die ihm mit dem Rang eines Adjutanten gewährt wurde — 300 Realen monatlich —, war dürftig genug in Anbetracht seiner 39 Dienstjahre und der Anforderungen, die die Erziehung von fünf Kindern an ihn stellte. Aber wegen seiner besonderen Verdienste wurde ihm, dem Bürgerlichen, gestattet, seine vier Söhne in das Adelsseminar zu geben.

Fern von den Eltern, die nach Málaga übersiedelten, verlebte José fast fünf Jahre in dieser Studienanstalt. Er erhielt den Unterricht in den Elementarfächern, lernte französisch, wahrscheinlich auch schon Reiten und Fechten, was damals wesentlich zur Bildung eines Adligen gehörte. Am stärksten trat bei ihm die Neigung für Mathematik hervor. Das ist für seine künftige Laufbahn bemerkenswert. Er war immer ein ausgezeichnete „Rechner“ — als Organisator und als Stratege. Und ebenfalls in seinen frühen Lehrjahren erwachte seine große Liebe für das Zeichnen und Malen, dieser liebenswürdige, künstlerische Zug, der sich dem gereiften Manne so seltsam in sein gar strenges, soldatisches, man möchte sagen, preußisches Charakterbild mischt.

Sofern man unter Lehrjahre Schulzeit versteht, waren die San Martins in Madrid die einzigen seines Lebens. 1789 trat er aus dem Seminar aus und wurde als Kadett in das Regiment Murcia, das in Málaga stationiert war, eingereiht. Er machte keine „Militärakademie“ durch, bekam keinen regelmäßigen Unterricht, sondern erhielt nur von einem Offizier jeweils Anweisungen und Aufgaben, wie sie gerade die tägliche Praxis des Dienstes darbot.

Er erhielt auch schon bald seine Feuertaufe. Das Regiment kam Ende 1790 nach Nordafrika, wo sich die Mauren erhoben hatten. Er gehörte der Kompanie Grenadiere an, die Orán besetzt hielt und nach einem Erdbeben, das die Befestigungswerke zerstörte, 37 Tage lang den wütenden Angriffen der Moslems standhalten mußte. Der Fünfzehnjährige, wird erzählt, hat in allen kritischen Augenblicken tapfer seinen Mann gestanden. Kaum war das Regiment nach Spanien zurückgekehrt, brach der Krieg mit Frankreich aus. Es war der Koalitionskrieg gegen die Sansculotten, die das Leben Ludwigs XVI. bedrohten. Das Regiment Murcia kämpfte 1793 erfolgreich in Südfrankreich, wurde aber im folgenden Jahre zurückgeworfen und bei Colliure nach dreitägigem zähem Widerstand zur Übergabe gezwungen. San Martín war mit zweien seiner Brüder unter den Gefangenen. Doch hatte er in diesem Feldzug solche Beweise von Umsicht und Mut gegeben, daß er, obwohl erst achtzehnjährig, zum Unterleutnant befördert wurde.

Der Friede von Basel hatte einen Bündnisvertrag mit Frankreich zur Folge und einen neuen Krieg — gegen England. Als bald sehen wir San Martín unter den Besatzungstruppen der spanischen Flotte, die im Mittelmeer kreuzte. Er erlebte die unglückliche Seeschlacht

am Kap San Vicente und Monate später, Juli 1798, den erbitterten Zweikampf der „Dorotea“ mit dem englischen Kriegsschiff „Lion“. Der spanische Schoner mußte sich ergeben, aber es wurde der Besatzung vom Feinde, selbst vom Könige Englands, höchste Anerkennung zuteil. Um diese Zeit erhielt er die Nachricht vom Tode seines Vaters. Er hat ihn nicht mehr sehen können; seine wechselvollen Schicksale dürften José auch selten in der folgenden Zeit erlaubt haben, seine Mutter und seine Geschwister zu treffen.

Das Bündnis mit Napoleon zwang Spanien, Truppen gegen Portugal zu senden, das sich an England angeschlossen hatte. Auch an diesem Kriege (1801), der aber mehr ein Spaziergang war — er wurde spöttisch der „Orangenkrieg“ genannt —, nahm San Martín teil. In Cádiz verbrachte er dann etliche Jahre, erfüllt von Kriegslärm, von fieberhaften Rüstungen, vom Schrecken einer Cholera-Epidemie, von steigendem wirtschaftlichem Elend. Damals gewann er wohl einen tieferen Einblick in die allgemeine politische Lage, wurde er zu Vergleichen angeregt zwischen einer alten und neuen Gesellschaftsordnung, zwischen dem großartigen Aufschwung Frankreichs unter Napoleons Führung und dem Niedergang des absolutistischen Systems in Spanien, dem sittlichen Verfall des Mutterlandes, für den nicht nur eine unsaubere Verwaltung, auch ein zügelloses Treiben am Hofe zeugte. Zudem war in Cádiz, dem Hauptplatz des Südamerika-Verkehrs, am deutlichsten die unterirdische Bewegung zu verspüren, die schon den fernen Weltteil erschütterte.

Aber mochte er damals schon seinen Sinn nach der neuen Welt mit dunkelm Verlangen gerichtet haben, mochte er schon mit jener Geheimgesellschaft Mirandas, die in Cádiz Agenten unterhielt, in Beziehung getreten sein: es waren im Augenblick seine Träume verfliegen, als sich das Volk Spaniens gegen die französischen Eindringlinge erhob, als es zum Selbstbewußtsein erwachte. Da fühlte er sich, stärker denn je, dem Stamme, dem er angehörte, schicksalsverbunden.

Noch fehlte es zur Abwehr an einheitlicher Führung. Die Juntas der Provinzen, die die Rechte des gefangenen Königs provisorisch übernahmen, suchten die nationalen Truppen zu sammeln, aber wirkten vielfach einander entgegen. In Cádiz hatte das Militärkommando der General Solano inne, ein verdienstvoller, erfahrener Militär, den San Martín, sein Adjutant, besonders verehrte. In ihn drang die erregte Bevölkerung, sofort mit allen Wehrfähigen der Stadt gegen den Feind zu rücken. Er verhielt sich aber abwartend, berief einen Kriegsrat und gab öffentlich dessen EntschlieÙung kund. Die Grundsätze, die darin ausgesprochen wurden, sind nicht zuletzt deshalb interessant, weil sie auffallend mit denen übereinstimmen, die sich San Martín in Südamerika zu eigen machte und durch die sich seine Kriegsführung von der ortsüblichen der „Guerillas“ wesentlich unterschied. „Wir wollen uns nicht“, heißt es in der Bekanntmachung, „dem allgemeinen Verlangen der Provinz entziehen. Aber wir werden dennoch nicht denen Gehör schenken, die jetzt mit Leidenschaft for-

dern, gegen den erklärten Feind geführt zu werden, die uns aber dann tadeln und verurteilen könnten, weil wir sie wie eine Schafherde zur Schlachtbank getrieben hätten. Wir müssen, um Krieg führen zu können, Truppen aufbieten, in Regimentern verteilen, regelrecht ausbilden, wir müssen nach einer bestimmten Taktik verfahren, sonst ergeht es uns wie den Tlaxcalteken in México, die sich in den Zeiten der Eroberung gegen Hernán Cortez stellten. Wir haben eine umfangreiche Artillerie nötig, und dazu brauchen wir Zug- und Tragtiere. Proviant jeder Art ist erforderlich, denn wir dürfen nicht unsere Provinzen ausplündern. Es kann ohne Geld nicht Krieg geführt werden. darum gilt es, entsprechende Summen aufzutreiben. Es handelt sich bestimmt nicht um einen kurzen Krieg — außer wir erleiden schon zu Beginn eine entscheidende Niederlage. Viele, sehr viele Siege werden wir erfechten müssen, wenn wir unser Ziel erreichen wollen, und wir werden für immer oder gewiß für lange Zeit Haus und Hütte, Heim und Familie zu verlassen gezwungen sein. So sprechen wir aus Erfahrung, aus genauer Kenntnis des Krieges und weil wir uns vornehmlich zur Pflicht gemacht haben, uns nicht der Möglichkeit von Katastrophen und widrigen Umständen zu verschließen . . . Wir sprechen zu Andalusiern! Es ist unnötig zu sagen, daß unsere Hände rein bleiben müssen vom Blut der Fremden, die sich im guten Glauben ihrer Sicherheit befinden. Der Kriegsschauplatz ist das Feld der Ehre. Mordtaten bringen uns Schande und haben grausame und gerechte Vergeltung zur Folge. Einer von uns wird sofort nach Sevilla aufbrechen, um die dort vorhandenen Mannschaften zu organisieren. Anderenorts, wo man bereit ist, sich uns anzuschließen, werden wir ebenso verfahren. Wir werden alle Maßnahmen treffen, die Zweck und Ziel nach unserem Dafürhalten erfordern“.

Die Darlegung des verantwortungsbewußten Kenners, der auf systematische Ausbildung und Vorbereitung bestand, die Führung von regellosen Haufen ablehnte, sich auf die Ehre seines Standes berief und keinen Hehl aus der Gefährlichkeit der Lage machte, wurde von der Menge als Akt des Widerstandes gegen den Volkswillen aufgefaßt. Sie umlagerte das Haus des Kommandanten. San Martín versperrte das Tor und konnte mit der Wache das Gebäude so lange halten, bis sich Solano, wie er wähnte, in Sicherheit befand. Der General wurde aber in einem Nebenhaus aufgegriffen und grausam ermordet. San Martín gelang es, nach Sevilla zu entfliehen.

Dieses Erlebnis prägte sich tief in sein Gedächtnis ein, bekam für ihn allgemeine Bedeutung. Von daher bewahrte er sich eine Abneigung und ein ständiges Mißtrauen gegen die Herrschaft Unberufener, gegen die Masse. Solano blieb für ihn zeitlebens das Vorbild eines Soldaten. Seine Lehren hielt er sich immer gegenwärtig.

In Sevilla wurde er zur Aushebung und Ausbildung von Rekruten kommandiert. Und dann stand er mitten im heroischen Kampfe gegen die französische Übermacht. Sein Name wurde bekannt, als er bei Aronilla mit einer kleinen Kavallerieabteilung eine weit überlegene französische Truppe überfiel und große Beute heimbrachte. Das Hu-

sarenstück trug ihm den Rang eines Kapitäns ein. Bald darauf kämpfte er in der berühmten Schlacht von Bailén (Juli 1808), die für das unterdrückte Europa ein Signal zum Aufbruch war, in der 19 000 Franzosen gefangen wurden und der Glaube an die Unüberwindlichkeit Bonapartes ins Wanken kam. Als Oberstleutnant zog San Martín mit den siegreichen Truppen in Madrid ein. Aber nicht lange konnte sich das spanische Volksheer seines Sieges freuen. Mit dem persönlichen Erscheinen Napoleons wandte sich das Blatt. Tudela, Ocaña, Albuera waren Stätten eines wilden, verzweifelten — vergeblichen Widerstandes. San Martín tat seine Pflicht bis zur Erschöpfung. Schließlich mußte er sich in die Etappe zurückziehen, weil er sich, als Folge der Überanstrengung, ein Lungenleiden zugezogen hatte. Dieses Leiden — vermutlich handelt es sich um ein Emphysem — machte ihm später immer wieder zu schaffen und trug zu manchem schwerwiegendem Entschlusse bei.

In Cádiz, wohin sich die Reste der National-Armee geworfen hatten, war San Martín dem Oberkommandierenden, Marqués de Coupigny, beigeordnet. Die sehr dürftigen Quellen verraten nicht, wie weit Coupigny in genauerem Einverständnis mit seinem Adjutanten war, als er San Martíns Entlassungsgesuch bei der Regencia befürwortete. Er schrieb, San Martín habe den Wunsch, sich nach Lima zu begeben, um dort eine Vermögensangelegenheit zu ordnen. Man dürfe dem Manne, der dem Lande zweiundzwanzig Jahre lang ausgezeichnet gedient habe, Vertrauen schenken, und da er nur um Beibehaltung seines militärischen Ranges ersuche und auf Besoldung verzichte, könne ein hohes Gehalt gespart werden, was bei der bestehenden Finanzlage zu bedenken sei.

Eine groteske Vorstellung: die Ersparung eines Gehaltes kostete Spanien einige der reichsten Gebiete Südamerikas!

Ohne Frage war die Beantwortung des Warum und Wohin eine Irreführung. San Martín hatte in Lima kein Vermögen, noch irgendwelche Interessen. Perú war aber das einzige Land in Südamerika, das von der Unabhängigkeitsbewegung noch nicht berührt war; deshalb durfte San Martín kein anderes Reiseziel angeben, wenn er nicht Verdacht erregen wollte.

Wie aber ist es zu erklären, daß er in der Zeit größter Not sein Heer, dem er so lange und mit solcher Hingabe gedient hatte, verlassen und sich gegen das Land wenden konnte, dem sein Geschlecht von altersher angehörte, in dem er aufgewachsen war, dem er Bildung und Stellung verdankte? Keiner von den Führern im südamerikanischen Befreiungskrieg war mit so starken Banden mit dem Mutterlande verbunden. Aber sicherlich auch kein anderer hatte innerlich einen so harten Kampf durchzufechten, als es galt, sich zu entscheiden. Er war ein schwerblütiger, gegen abenteuerliche Entschlüsse geradezu feindselig eingestellter Mensch . . .

Erst im hohen Alter äußerte er sich einmal — lakonisch, wie er es immer tat, wenn er von seiner Vergangenheit sprach — über jene

Schicksalswende: „Ich diente im spanischen Heer auf der Halbinsel vom dreizehnten bis zum vierunddreißigsten Lebensjahr und erreichte den Rang eines Oberstleutnants der Kavallerie. In einer Vereinigung von Amerikanern in Cádiz, die von den ersten Bewegungen in Caracas, Buenos Aires usw. unterrichtet waren, beschlossen wir, es sollte ein jeder in das Land seiner Geburt zurückkehren, um ihm in seinem Kampf zu helfen, wo es not tat.“

Verschiedene Überlegungen mochten zusammengewirkt haben. San Martín durfte die Lage Spaniens für hoffnungslos halten. Im Jahre 1811 hatte Napoleons Macht ihren Gipfel erreicht. Ob Cádiz noch Widerstand leisten sollte, schien nur noch eine Ehrenfrage. Aber drüben erstand ein neues Reich, konnte das spanische Volk eine Wiedergeburt erleben, frei von den hemmenden Schranken eines überlebten absolutistischen Regimes. Gegen den Absolutismus sollte der Kampf geführt werden. Wahrscheinlich würde es eher darum gehen, Amerika vor der Herrschaft Napoleons zu schützen, als vor der alten Macht Spaniens. Und drüben würde sich ihm ein weites Feld eröffnen. Seine Kenntnisse würden höher geschätzt werden, er hätte als Organisator eine große Aufgabe zu erfüllen. Vielleicht würde dort sein wurzelloses, rastloses Dasein zu einem Ziele gelangen, würde er am Ende ein Stück Land erwerben, sich eine Heimat gründen können.

Von seinen Brüdern wissen wir nur, daß zwei in Spanien blieben und später hohe militärische Stellungen einnahmen, einer auf den Philippinen dem Könige diente. Sie hielten keine Beziehung zu ihm aufrecht, solange er in Südamerika wirkte. Seine Mutter starb bald nach seiner Abreise.

Am 14. September 1811 verließ San Martín den Boden Spaniens, um ihn nie wieder zu betreten. Er begab sich zunächst nach London, wo er sich drei Monate aufhielt und mit den führenden Männern der amerikanischen Geheimgesellschaft verband. Mit einigen Angehörigen dieser Gesellschaft — unter ihnen sein späterer Rivale Carlos de Alvear — traf er auf der englischen Fregatte „George Canning“ am 9. März 1812 in Buenos Aires ein.

Fortsetzung im nächsten Heft.

Achtung!

Die **Sammelmappe** für den **Jahrgang 1936** ist fertiggestellt! Sie ermöglicht jedem unserer Bezieher die **Aufbewahrung** der 12 Hefte in Form eines **handlichen, geschmackvollen Buches**. Die Sammelmappe wird gebrauchsfertig geliefert, ein patentiertes Verfahren, die Hefte selbst einzufügen, erübrigt ein besonderes Einbinden.

Der Sammelmappe wird das **Inhaltsverzeichnis**, sowie ein **ausführlicher Index** beigelegt sein.

Die Gesamtkosten belaufen sich bei freier Zustellung auf RM 1.50.

Bestellungen an den Verlag erbeten.

Konrad Kutschera:

Die beiden Amerika

Der Norden

Die erste Revolution Amerikas war politisch, die zweite wirtschaftlich und die dritte, in unserer Gegenwart, ist sozial. Aber in jeder der drei Phasen der amerikanischen Entwicklung wirkten neben außenpolitischen Gesichtspunkten die wirtschaftlichen und sozialen ausschlaggebend mit. So bei dem Unabhängigkeitskriege, der der nordamerikanischen Union die Freiheit gegenüber Großbritannien brachte, so bei dem Bürgerkriege und so auch bei der von Roosevelt eingeleiteten großen strukturellen Wandlung auf sozialem Gebiet.

Der jetzt von Franclin Delano Roosevelt errungene überragende Sieg kann eigentlich nur mit der Wiederwahl Abraham Lincolns während des amerikanischen Bürgerkrieges verglichen werden, sonst kennt man kein ähnliches oder annäherndes Beispiel in der amerikanischen Geschichte. Dieser Wahlausgang ist aber zugleich auch das Sinnbild für die heutige Spaltung der amerikanischen Nation, die aber keineswegs mit den beiden traditionellen politischen Parteien, die wir in Europa bisher zu sehen gewohnt waren, übereinstimmen. Es ist durchaus nicht unwahrscheinlich, daß aus dem entscheidenden Sieg, den die Demokraten über die Republikaner davongetragen haben, schließlich eine neue große Einheitspartei mit ganz neuer politischer Zielsetzung hervorgeht.

Roosevelt sowohl wie sein Amtsvorgänger Abraham Lincoln kamen in einem Zeitpunkt zur Macht, wo das Land von schweren Krisen zerrüttet war. Roosevelt sieht seine Aufgabe darin, einen neuen sozialen Ordnungswillen von den Fesseln überkommener Vorstellungen und Überlieferungen zu befreien, und der zusammengebrochenen amerikanischen Idee, als dem Lande der unbegrenzten Möglichkeiten, einen neuen Inhalt und einen sozialen Kern zu geben. Das amerikanische Volk ist Roosevelts Gedankengängen gefolgt und hat ihm in ungeahnten Ausmaßen ein Vertrauensvotum gegeben und damit unterstrichen, daß der eingeschlagene Weg kein Irrweg war. Dieser Sieg Roosevelts bedeutet einmal eine nachträgliche Legitimation und einmal eine Generalvollmacht für die Zukunft.

Der stille, zähe und verbissene Kampf zwischen dem alten doktrinären Amerika und dem sich durchsetzenden neuen hat die zweite Stufe seit der Entwicklung erreicht, aber auch durch diese Wahl ist der innerpolitische Kurs nicht eindeutig festgelegt worden. Im höheren staatspolitischen Sinne ist der gegenwärtige Wahlausgang nur als Zwischenlösung zu werten; endgültig wird die Entscheidung über die neue Richtung erst im Jahre 1940 fallen, wenn die

großen, heute schon langsam in den verschiedenen Streikbewegungen heraufdämmernden, gigantischen sozialen Machtkämpfe ausgetragen worden sind, wenn das schwierige Gegenwartsproblem: Gewerkschaft und Industriekapital, sowie faschistisch-nationaler Kurs oder marxistisch-internationaler gelöst worden ist.

In der Außenpolitik ist die Wiederwahl Roosevelts vor allem für die, — wenn diese Zeilen in Druck gehen —, bereits eröffnete große Panamerikanische Friedenskonferenz zu Buenos Aires für die Entwicklung der zwischenstaatlichen Beziehungen unter den Völkern Amerikas von Bedeutung. Der Präsident gab bekannt, daß er persönlich zur Konferenz fahren würde. Das gibt dieser „Friedensversammlung der amerikanischen Nationen“ eine überragende Bedeutung, die ihre Rückwirkungen auf die europäischen Entwicklungen und vor allem auf Genf nicht verfehlen werden, die aber auch in wirtschaftlicher Hinsicht, jedenfalls vom europäischen Standpunkt aus gesehen, alle Beachtung und Aufmerksamkeit verdient.

Der Süden

Als Roosevelt in seiner Kongreßbotschaft die „Politik der guten Nachbarschaft“ proklamierte und die Aera der Dollardiplomatie für beendet erklärt hatte, wußte man noch nicht, ob diese Feststellung nur allgemeiner Natur wäre oder ob es sich um eine bestimmte politische Aktion handelte. Die Einladung Washingtons an alle amerikanischen Nationen schaffte hier bald Klarheit, und der Aufruf Roosevelts zur Teilnahme an der Außerordentlichen Panamerikanischen Friedenskonferenz in Buenos Aires löste in allen Teilen Iberoamerikas einen begeisterten Widerhall aus. Man hofft, in Buenos Aires eine Gemeinschaft der amerikanischen Nationen herstellen zu können, gewissermaßen einen „Amerikanischen Völkerbund“, der ganz allgemein gesehen der Friedenssicherung der Völker des amerikanischen Kontinents untereinander und ihrer Stellung zu einem eventuell einmal ausbrechenden europäischem Konflikt dienen soll. Die große panamerikanische Idee, deren Verwirklichung sich bisher trotz so vieler Bemühungen und trotz der verschiedenen panamerikanischen Zusammenkünfte niemals durchführen ließ, ist heute durch die nordamerikanische Aktion aber ein entscheidendes Stück vorwärts gekommen. Die Neuorientierung der panamerikanischen Idee begann eigentlich schon im Jahre 1930—32, und sie erhielt ihren stärksten Auftrieb durch die inneren südamerikanischen Entwicklungen als Folge des Letiziakonfliktes und des großen, blutigen und verlustreichen Kampfes zwischen Bolivien und Paraguay um den Besitz der Grünen Hölle.

Gerade die Tatsache, daß hier im Chako Boreal zwei Brüdervölker durch ausländische Einflüsse aufeinandergehetzt worden waren, daß der Quechuaindianer des Altoplano mit der Waffe in der Hand gegen den Indianer der Selvas angetreten war, ohne sich der Blutsverwandtschaft zu erinnern,

war der große Schmerz Südamerikas, ein Schmerz, der so alt ist, wie Amerika selbst. Obwohl die Einladung zur Buenos-Aires-Konferenz auch dieses Mal wieder von Washington ausging, so hat man sie doch in Anbetracht der größeren Zielsetzung gerne angenommen, um vor allem einmal aus der Statistenrolle herauszukommen, die die iberoamerikanischen Völker bisher in der europäischen Politik spielen mußten. Genf hat Iberoamerika nicht nur völkerbunds- sondern auch europamüde gemacht.

Schon 1926 begann mit der Abkehr Brasiliens aus Genf diese antieuropäische Bewegung und sie nahm immer mehr und mehr an Intensität zu und erreichte ihren Höhepunkt anlässlich der Genfer Aussprachen über den Gegensatz zwischen Uruguay und der Räteunion. Heute finden sich alle iberoamerikanischen Nationen in der Front der Anti-Genf-Staaten. Südamerika war seinerzeit dem Völkerbunde beigetreten, weil man hoffte, hier ein Gegengewicht gegen die nordamerikanische Union zu erhalten, aber die Hoffnung trog, und die den südamerikanischen Nationen aufgenötigte Teilnahme an den Sanktionen gegen Italien hat erheblich verstimmt. Auch die Ereignisse in Spanien fesseln, genau wie vor einem Jahre der abessinisch-italienische Krieg, das südamerikanische Interesse, denn man darf nicht vergessen, daß ein Großteil der Neuen Welt noch heute tief innerlich sprachlich, kulturell und wirtschaftlich sehr lebendig mit dem einstmaligen Mutterlande verbunden ist, und daß gerade die von den bolschewistischen Parteigängern in Spanien erzeugten Unruhen in Spanisch-Amerika eine sehr lebhaft Resonanz und eine eingehende Beobachtung finden. Gerade aber diese jüngsten Ereignisse werden Franklin Delano Roosevelts Absicht, zu den „Vereinigten Völkern von Amerika“ zu kommen, erheblich erleichtern. Washington hat seine Idee einer interkontinentalen-amerikanischen Friedenssicherung in einem politisch und wirtschaftlich sehr günstigem Augenblick zur Debatte gestellt. Politisch war der Zeitpunkt nach der tatsächlichen Beendigung des Chacokrieges außerordentlich günstig gewählt, denn der wichtigste Bestandteil der Panamerikanischen Idee ist der Frieden und seine Sicherung durch Schiedsgerichte, den wirtschaftlichen Anstoß aber lieferte die zunehmende Organisation des britischen Weltreiches und die Tatsache, daß die südamerikanischen Rohstofflieferanten zusehen mußten, wie sich ihre Konkurrenten in der Rohstoffbelieferung der Welt, die Gliederstaaten des Empire, sich mehr und mehr mit dem Mutterlande zu einem staatlich-überstaatlichen Gebilde zusammenschließen. Iberoamerika will daher sich durch engeren Zusammenschluß und durch Ausnutzung der wirtschaftlichen Imponderabilien eine ähnliche Stellung sichern, wie sie das britische Weltreich bereits besitzt. Alle bisherigen Panamerikanischen Kongresse haben keinen brauchbaren Mechanismus für die Friedenssicherung gegeben und Genf war insofern auch eine große Enttäuschung, weil es Genf ja nicht möglich gewesen ist, einen kontinental-amerikanischen Zusammenstoß zu verhindern. In Buenos Aires aber zeigt sich zum ersten Male eine kontinentale Solidarität, durch souveräne amerikanische Einrichtungen den Frieden zu gewährleisten.

Hermann Lufft:

Das USA.-Heer als neue politische Großmacht

Seit 1931 befindet sich die USA.-Armee in sehr steilem Aufstieg. Sie wird nicht nur neu bewaffnet, motorisiert und mechanisiert, sondern sie wird in ihren sofort einsatzbereiten Teilen außerordentlich verstärkt, und vor allem, sie wird vollständig neu organisiert.

Die USA.-Armee zerfällt in die *Reguläre Armee*, Nationalgarde, und die Organisierten Reservisten. Daran schließen sich als zivile Bestandteile die Ausbildungslager für die Reserveoffiziere, in der Hauptsache also für die akademische Jugend, und die militärischen Ausbildungslager für Bürger, heute auch die *Civilian-Conservations-Corps-Lager*, die ähnlich unserem Arbeitsdienst, dem sie zunächst nachgebildet wurden, zwar keine militärische Ausbildung, wohl aber eine gewisse militärische Disziplin und Haltung den jungen Leuten beibringen, die aber, anders als bei uns, in disziplinärer Hinsicht unter Armeeoffizieren (aktiven und Reserveoffizieren) und unter Unteroffizieren stehen. Von diesen zivilen Bestandteilen reden wir hier nicht weiter, da sie zwar eine recht beträchtliche militärische und moralische, aber nur eine indirekte politische Bedeutung haben, mindestens für absehbare Zukunft. Auch die Organisierten Reservisten, die im wesentlichen das Reserve-Offizierskorps von USA. umfassen — heute noch überwiegend Offiziere aus dem Weltkrieg, die nunmehr in rasch steigendem Umfang durch die zu Reserveoffizieren beförderten Zöglinge der akademischen Ausbildungslager für Reserveoffiziere ersetzt werden —, bleiben unberücksichtigt, da die hier bestehenden Organisationen nicht den taktischen Verbänden entsprechen, in die diese Offiziere im Mobilmachungsfall eingeordnet werden sollen.

Die Reguläre Armee zerfällt in drei Bestandteile:

1. die Besatzungen in Übersee, also vor allem in *P a n a m a*, auf Hawaii und den Philippinen, im ganzen etwa 45 000 bis 50 000 Mann (bis Mitte 1937 und einschließlich der der neuen Filipino-Regierung zugehörenden Filipino-Truppen. Die Organisation der neuen Filipino-Armee liegt dabei in Händen des bisherigen USA.-Generalstabschefs, General Mac Arthur.).
2. Die für Lehr- und Ausbildungszwecke sowie für zahlreiche andere Aufgaben in Vorbereitung der Mobilmachung, der Aufstellung neuer Truppenformationen, der Kriegsorganisation der Industrie, der Arbeit, der Landwirtschaft abkommandierten Offiziere, Unteroffiziere und die höheren Stäbe, etwa 35 000 Mann.
3. die in taktischen, militärischen Einheiten gegliederte, jederzeit verwendungsbereite, in USA. stationierte „Kampftruppe“, die vor der Heeresverstärkung von 1934 50 000 Mann betragen hat, die aber bis

Ende 1938, wenn die Heeresverstärkung durchgeführt sein wird, etwa 100 000 Mann betragen wird.

Die Gesamtstärke Ende 1938 wird sich zusammensetzen aus 165 000 Unteroffiziere und Mannschaften, dazu gegen 13 000 Offiziere und (schätzungsweise) etwa 10 000 Filipino-Truppen.

Die in USA. stehende Kampftruppe wird also verdoppelt. Wie sehr es sich dabei um die Erhöhung der sofortigen Einsatzbereitschaft handelt, ergibt sich daraus, daß man die Forderung auf Erhöhung des Offiziersbestands der Regulären Armee (auf 14 000) einstweilen zurückgestellt hat; die ganze Heeresverstärkung (offiziell handelt es sich um 50 000 Mann, mit Berücksichtigung der nunmehr vervollständigten Filipinoarmee aber um etwa 60 000 Mann) kommt dem Unteroffiziers- und Mannschaftenbestand zugute: die vorhandenen großenteils nur in Gerippen bestehenden Formationen sollen aufgefüllt und damit zur Lösung der im Ernstfalle ihnen zufallenden Aufgaben taktisch einsatzbereit sein.

Auch die Nationalgarde ist verstärkt. Sie wird bis Ende 1937 von etwa 185 000 Mann (darunter 13 300 Offiziere) im Jahr 1934 auf 200 000 Mann gebracht sein.

Aber viel einschneidender sind die organisatorischen Änderungen. Die Einteilung des Hauptlands von USA. in neun Armee-korpsbezirke, die nach dem Krieg durchgeführt wurde, entspricht im wesentlichen den Bedürfnissen der Verwaltung, und zwar im Hinblick auf rasche Aufstellung einer großen Bürgerarmee im Kriegsfall, ähnlich wie dies 1917 geschehen war. Sie entspricht aber keineswegs taktischen Bedürfnissen unter der Voraussetzung, daß sofortiger Einsatz der Truppen in einer plötzlich sich ergebenden äußeren oder inneren Zwangslage notwendig wurde.

Unter diesen also bisher vernachlässigten militärischen Gesichtspunkten ist USA. nunmehr in vier Armeezonen aufgeteilt worden, die je einem Armee-kommandanten unterstellt sind. In jeder dieser Armeezonen wird nach Durchführung der Heeresvermehrung eine taktisch vollständige und völlig einsatzbereite, modern ausgerüstete Division zur Verfügung stehen. Dazu treten dann noch die zur Verfügung des Armeeoberkommandos gehaltenen Sonderformationen, vor allem die schweren Tankregimenter. Während ferner bisher die einzelnen taktischen Einheiten in unbekanntenen Nestern und alten Militärlagern der früheren indianischen Grenze zerstreut lagen, von wo aus sie nur schwierig in Marsch zu bringen waren, werden diese neuen geschlossenen Divisionen so stationiert, daß sie jeden Augenblick rasch nach allen Teilen der Union befördert werden können. Man hat also von Washington aus zunächst einmal ohne auch nur einen einzigen Reservisten einberufen zu müssen, vier moderne Heeresdivisionen = etwa 60 000 Mann sofort verfügbar.

Ein Aufbau der Reserven der Regulären Armee, dadurch, daß die gegenwärtige dreijährige Dienstzeit auf fünf Jahre erhöht wird, ist geplant: entweder drei Jahre in der Truppe und zwei Jahre in der Reserve, oder zwei Jahre in der Truppe und drei Jahre in der Reserve: im ersteren Fall erhält die Reguläre Armee etwa 115 000 Mann Reserve (in einem halbaktiven Dienstverhältnis), im

letzteren Fall etwa 230 000 Mann; die Sympathien der Militärs gehen offenbar in die letztere Richtung. Die Einziehung dieser Reservisten wird den Bestand der Regulären Armee auf 280 000 bzw. 400 000 Mann erhöhen, so daß nach sehr reichlichen Abkommandierungen für Ersatz- und Neuformationen etwa 200 000 bzw. 300 000 Mann als „Kampftruppe“ in kürzester Zeit bereit stehen.

Nicht weniger tiefgreifend sind die Änderungen bei der Nationalgarde. Diese war früher nicht nur staatsrechtlich (wie auch heute), sondern tatsächlich einzelstaatliches Militär, das sich noch kurz vor dem Weltkrieg militärisch eines ähnlichen Rufs erfreute, wie weiland unsere Reichsarmee aus der Zeit vor 1805. Im übrigen war die Zugehörigkeit zur Nationalgarde, wo der Dienst freiwillig ohne Entschädigung geleistet wird, mehr eine gesellschaftliche Angelegenheit der höheren Stände mit Turn- und Schießübungen. Daraus ergab sich dann auch eine weniger unbedenkliche Seite: die Nationalgarde bildet, in bestimmten Staaten regelmäßig, eine wegen ihrer besonderen Brutalität gefürchtete Polizeitruppe bei den häufigen und manchmal recht blutigen Arbeiterstreitigkeiten. Die USA.-Kriegsverwaltung zeigte ihr Interesse an der Nationalgarde im wesentlichen nur in der Waffenbelieferung. Dieser frühere Zustand hat sich seit dem Krieg gründlich geändert und ändert sich auch gegenwärtig noch sehr rasch weiter. Die Nationalgarde steht heute militärisch ausschlaggebend unter der USA.-Kriegsverwaltung. Sie ist vollständig nicht nur in niedere, sondern auch in höhere taktische Einheiten, also in moderne Armeedivisionen gegliedert und entsprechend mit allen Waffenarten versehen, und sie ist in allen ihren höheren und niedrigen taktischen Verbänden dem Vier-Armee-Plan eingegliedert worden. Ihre weitere Modernisierung hinsichtlich Bewaffnung und Ausrüstung erfolgt ziemlich gleichzeitig mit der der Regulären Armee, ja hinsichtlich Motorisierung sogar rascher, weil die Nationalgarde vor allem für Großkriege bestimmt ist, wogegen für mittelamerikanische Unternehmungen, wo Motorisierung nicht so wesentlich und teilweise sogar eher hinderlich wäre, die Reguläre Armee als ausreichend erachtet wird. Allerdings steht das Recht der Offiziersernennung der Nationalgarde nach wie vor beim Governor des betreffenden Staates. Aber die Abkommandierungen von Offizieren der Regulären Armee zur Nationalgarde sind sehr hoch, erreichen nicht selten einige tausend Offiziere, so daß die Qualifizierung der Offiziere der Nationalgarde tatsächlich bei der Regulären Armee liegt. Um aber hier möglichst einzelstaatliche Empfindlichkeiten zu schonen, genießen die vier Armeekommandeure in ihren Armeezonen eine große Selbständigkeit. Sie haben also auch die politische Aufgabe, Reibungen mit den einzelstaatlichen Regierungen in der Organisation der ihnen unterstellten Truppen, welche die Nationalgarde mit umfaßt, zu vermeiden und die Reguläre Armee mit der Nationalgarde möglichst schon im Frieden zu einer Einheit zusammenzuschweißen.

Hand in Hand mit diesem völligen Neuaufbau des USA.-Heers von außen ist eine Erneuerung von innen heraus erfolgt: der bisher unverdienterweise schlecht behandelte und entsprechend gesellschaftlich zurückgesetzte oder sogar verachtete Offiziersstand soll auf Grund festerer Berufsregelung im Sinne

einer von Stufe zu Stufe aufsteigenden Berufslaufbahn zu einem in sich starken und stolzen, durch enge Gemeinschaft der Disziplin, des Berufs, der Erziehung, der Ideale, der Interessen kameradschaftlich zusammengeschlossen und dann selbstverständlich auch sozial angesehenen Stand entwickelt werden.

Es ergibt sich im ganzen: die USA.-Armee ist im Begriff, eine Großmacht im USA.-Staat zu werden. Jede Armee trägt in ihrer Organisation und Disziplin aber auch in der in ihr zusammengefaßten Macht ganz wesentlich staatlichen Charakter, der sich umso stärker ausbildet, je höher die Armee in sich selbst technisch, disziplinar organisiert ist. Ihr staatlicher Charakter verstärkt sich also auch mit der steigenden Waffentechnik immer mehr. Also mit der Neuschaffung der USA.-Armee ist in das USA.-Staatsleben ein neuer Machtfaktor eingetreten.

Otto Lehmann:

Deutsche Luftfahrt in Südamerika

Deutschland, die einzige Großmacht der Welt ohne Kolonien, die einzige Großmacht der Welt, der man in der Nachkriegszeit nicht nur die natürliche Luftwehr „verbot“ sondern auch die freie Betätigung auf dem Gebiete der völkerverbindenden Handels- und Verkehrsluftfahrt streitig machen wollte, dieses Deutschland schuf sich selbst Kulturaufgaben, die es aus eigenem Antrieb erfüllen wollte, gab sich selbst den Auftrag, nicht nur mit anderen, benachbarten Völkern, sondern auch mit anderen Kontinenten auf dem Luftwege in Verbindung zu treten und mit diesen den Austausch von Waren und Post auf einen Höchststand von Schnelligkeit, Regelmäßigkeit und Zuverlässigkeit zu bringen, den in bezug auf die Schnelligkeit alle anderen Verkehrsmittel, insonderheit das Schiff, nicht erreichen können.

Die Geschichte der

Erschließung des Luftweges von Europa nach Südamerika ist der Ausgangspunkt der neuzeitlichen freundschaftlichen Beziehungen zwischen dem Deutschen Reich und den südamerikanischen Staaten, die kein Ozean auf die Dauer verhindern konnte, weil ein starker deutscher Wille dahinter stand. Der einzelne Mann, das einzelne Flugzeug, das Luftschiff: Tat reihte sich an Tat, Jahr um Jahr verging zwar, aber eines Tages hatten wir es doch geschafft

Im Jahre 1925 gingen deutsche Luftfahrt-Pioniere nach Columbien und errichteten einen Luftweg entlang des Magdalenenstromes von der Hauptstadt des Landes zur Küste. Ein Jahr später schickte die Deutsche Luft-

hansa ein Flugzeug „Dornier-Wal“ nach Brasilien, damit es sich in dem fremden Lande umsehe und Voraussetzungen für einen möglichen Luftverkehr, ähnlich dem in Columbien, studiere und erforsche. Der heutige deutsche Botschafter bei den Vereinigten Staaten von Nordamerika, Dr. L u t h e r , der gerade auf einer Studienreise in Brasilien war, dieser weitsichtige und luftfahrtbegeisterte Mann, war den deutschen Bestrebungen hier wie stets ein treuer Helfer. Mit Fritz Hammer flog er im Dornier-Wal die ganze Küste ab, und als die beiden Weihnachten 1926 in Bremerhaven ankamen, wußten wir, die wir sie abholten: die Sache wird . . . nicht heute und nicht morgen, aber sie wird!

Die Brücke, die wir über den Südatlantik schlagen
wollten,

hatte, wie jede Brücke, je einen Landpfeiler, und brauchte mehrere Zwischenpfeiler. Man mußte diese Pfeiler vorsichtig-politisch errichten, sollte das Werk gelingen. Im Jahre 1927 knüpften wir den Faden von Berlin über Genf nach Marseille und gingen schon ans Werk, das Flugzeug mit dem Schiff zu vermählen. Der Dampfer „L ü t z o w“ des Norddeutschen Lloyd nahm auf seinen Reisen ein Flugzeug an Bord, machte Rundflüge mit den Reisenden und erprobte unauffällig die Verwendung eines Flugzeuges über See. Im gleichen Jahre trat in Brasilien die deutsche Luftfahrt in Gestalt des Condor-Syndikats, vorerst als Studiengesellschaft, auf und flog probeweise kleine Strecken, so von Rio de Janeiro nach Porto Alegre, im September nach Norden hinauf bis Natal und zur Insel Fernando Noronha. Damit stand in großen Zügen für die werdende Völkerbrücke als erstes der südamerikanische Pfeiler mit der Zufahrtstraße entlang der brasilianischen Ostküste. Man konnte nun diesen Teil in aller Ruhe ausbauen, das war die eine Teilaufgabe, die an sich leichteste.

Im nächsten Jahre, 1928, hatte Dr. Dornier einen viermotorigen Super-Wal fertig gestellt, den man über See erprobte und im Juli mit dem Wal und mit dem Super-Wal versuchsweise nach den Canarischen Inseln flog. Diese Flüge und die folgenden eines Arado-Post-Schnellflugzeuges, als Landflugzeug gebaut, galten der Erprobung des Flugzeugmaterials und der Beantwortung der Frage: Was für ein Flugzeug ist wirklich das richtige, Land-oder Seeflugzeug. Heute weiß man es: der vervollkommnete Dornier-Wal, das ausgezeichnete zweimotorige Flugboot Do. 18.

Es wurden damals schon gute Zeiten herausgeflogen: die Arado-Maschine flog Berlin—Sevilla in 15 Stunden, sie flog auch weiter nach Teneriffa und Las Palmas, erkundete, probierte und studierte. Auch die Versuche mit den Flugbooten wurden fortgesetzt, sie befriedigten aber im Endergebnis noch nicht. Das erste Schiff, der Lloyd-Dampfer „Westfalen“ trat versuchsweise in Erscheinung, man mußte den Ozean unterteilen und aufteilen, mit dem Flugzeugmaterial allein war die Aufgabe nicht zu lösen. So wurde mit Schleuder-

Einrichtung (Katapult) und Stausegel eifrig in allen Gewässern und bei jedem Wetter gearbeitet.

Das war 1929, damals als die Nordamerikaner hellhörig wurden und sich vornahmen, den südamerikanischen Kontinent mit Luftverkehrslinien von Osten und Westen her zu umklammern.

1930 wurde das Schiff schärfer in die Praxis eingeschaltet. Die bisherigen hatten immerhin das Ergebnis, dem regelmäßigen Schiffsverkehr zeitsparende Post-Hilfsdienste anbieten zu können, das heißt den Schiffen die Post nachzubringen und sie ihnen in Fernando Noronha wieder abzunehmen, um sie voraus zu bringen. Für den südamerikanischen Kaufmann wurden ebenso wie für den europäischen an beiden Enden des langen Schiffsweges vorerst je zwei Tage eingespart. Das war immerhin ein beachtlicher Anfangserfolg.

Die Abkürzung des Land-Zufahrt-Weges bis an das große Wasser war zugleich eine politische wie technische Aufgabe. Spanien genehmigte die Verlängerung der Strecke Berlin — Stuttgart — Genf — Marseille bis Barcelona und genehmigte den regelmäßigen Postflug über sein Hoheitsgebiet hinweg bis Sevilla, dem nunmehrigen Sprungbrett zum Fluge mit Flugbooten zu den Canarischen Inseln. Der nunmehrige Postflug nach Südamerika errechnete sich: aus dem Dampferweg außen herum um Europa bis zu den Inseln, hiervon konnte man die Flugzeiten auf dem geraden Luftwege abziehen, und erhielt eine wesentliche Ersparnis an Zeit durch den abgekürzten Weg und die sechsfache Dampfergeschwindigkeit des Flugzeuges.

Im Juni des Jahres ging die Südamerikapost schon bis Las Palmas, der Dampfer übernahm sie lediglich über die 2400 km lange Wasserstrecke, der man mit Flugzeugen noch nicht gewachsen war, in Fernando Noronha warteten bereits die Condor-Flugzeuge und übernahmen die Post zur schnellen Vorausbeförderung. Dieses Verfahren ergab bereits für einen Brief von Berlin nach Rio de Janeiro eine Laufzeit von nur 11 Tagen. Ein am 8. Juli in Berlin ausgegebener Brief konnte am 16. Juli dem Empfänger in Rio bereits zugestellt werden!

1930: Das Luftschiff, von der Natur gesegnet mit etwa der dreifachen Dampfergeschwindigkeit, trat neben Schiff und Flugzeug. Der Zubringerdienst bis Sevilla blieb bestehen, er stellte die schnellste Beförderung dar. In Sevilla schaltete sich „Graf Zeppelin“ ein, in Pernambuco, wo man einen Ankermast für das deutsche Luftschiff errichtet hatte, gab es die Post wieder an Flugzeuge ab. Briefe brauchten bis Rio de Janeiro nur noch 5 Tage, bis Buenos Aires 6 Tage. Je 14 Fahrten bzw. Flüge wurden glatt durchgeführt, vierzehnmals gab es in Südamerika beschleunigte Europapost.

1931: Der Anfangserfolg war ausgezeichnet, doch wir wollten mehr, wir wollten den glatten Ozean-Postflug im Unterteilungsverfahren.

Hierzu fehlten uns noch gewisse meteorologische Kenntnisse, ein leistungsfähigeres Langstrecken-Flugboot und die Erkundung einer noch nicht erschlossenen Möglichkeit: des Luftweges entlang der afrikanischen Küste mit

anschließender anders gearteter Ozeanflugstrecke. Diese Versuche durften aber das bisherige Verfahren des Zubringer- und Abholerdienstes nicht stören oder gar unterbrechen, es arbeiteten also Schiff, Luftschiff und Flugzeug weiter miteinander, einer den anderen ergänzend

An Bord aller nach Südamerika fahrenden deutschen Schiffe wurden Wetterbeobachtungsstellen eingerichtet, die mit der Hamburger Seewarte, gewissermaßen als Forschungszentrale, arbeiteten. In Friedrichshafen arbeitete Dr. D o r n i e r an der Do. 18, in Dessau die Junkerswerke am Öl-Motor, außerdem nahm die D e u t s c h e L u f t h a n s a den Öl-Motor in der vorliegenden Form auf ihren Europa-Strecken über Land in schärfste Prüfungen. Politische Verhandlungen bereiteten in aller Stille den Luftweg entlang der afrikanischen Küste nach Bathurst vor, er war als der beste erkannt worden. Funkversuche Bathurst—Berlin brachten einen vollen Verständigungserfolg.

Das C o n d o r - S y n d i k a t streckte vorsichtig seine Fühler nach Westen gegen Chile aus, der geplante Flug quer über den Kontinent versprach eins: gewaltige Schwierigkeiten, sie mußten überwunden werden.

1932: Neunmal fährt „Graf Zeppelin“ über den Ozean, die Post nach Brasilien braucht nur noch 4 Tage, nach Chile gelangt sie schon nach 8 Tagen! Dem Condor-Syndikat kommen die Erfahrungen der Deutschen Lufthansa im Langstreckenverkehr z. B. über die Alpen zugute, die Lufthansa hilft gern mit erfahrener Personal aus. Aus mühsamen Versuchen ist inzwischen die „W e s t f a l e n“ als erstes Hilfsschiff für den Transozeanverkehr hervorgegangen mit Einrichtungen, die noch keine friedliche Luftmacht der Welt in dieser Form besaß. Das Deutschland ohne Luftwaffe konzentrierte sich, arm wie es war, ganz auf diese friedlichen Kulturaufgaben, wir arbeiteten an sich langsam aber gründlich, arbeiteten uns schrittweise an das Ziel heran, das wir uns gesteckt hatten

Gewaltige Schwierigkeiten aller Art mußten überwunden werden, das Geld war stets knapp, wir machten es mit wenig Geld in etwas längerer Zeit, die damaligen Machthaber sahen über ihren kleinlichen parteipolitischen Zänkereien nicht das große Ziel. Sie wollten es wohl auch nicht sehen Kulturaufgaben diesen Ausmaßes interessierten sie nicht.

In Januar 1933 kommt Adolf Hitler und setzt für die Luftfahrt zwei Männer ein: als Luftfahrt-Minister G ö r i n g und als seinen Stellvertreter M i l c h , bisher technisches Vorstandsmitglied der Deutschen Lufthansa. Nun kommt ein frischer Zug in die Arbeit. Milch kann alle Sorgen, die er bisher als verantwortlicher Mann für diese Sachen bei der Lufthansa hatte, beiseite legen: Göring befiehlt, und was bisher gehemmt und gebremst war, wird frei in der Entwicklung.

I m a c h t e n J a h r e d e r E n t w i c k l u n g e i n e s L u f t w e g e s n a c h S ü d a m e r i k a s e t z t e i n A r b e i t s t e m p o i n d e r L ö s u n g e i n e s

Problems ein, das für Südamerika und für Deutschland gleich wichtig ist. Verhandlungen mit Argentinien kommen sehr schnell zum Abschluß, am 20. April 1933 erteilt es Einflugerlaubnis und gewährt Postkonzession. Paraguay schließt sich an, die südamerikanischen Länder erkennen richtig zwei Dinge: den bisherigen positiven Erfolg langjähriger technischer Arbeit und damit den kommenden eigenen Nutzen, sie erkennen aber auch, daß hinter diesen harten Männern, die jahrelang hier gearbeitet haben, nun der zähe und starke Wille, der Befehl Hitlers, steht, das Werk zu vollenden und die Völkerbrücke demnächst zu schließen.

Mit dem beendeten Umbau der „Westfalen“ erscheinen „Schwabenland“ und später „Ostmarkt“. Die letzte Entwicklung des reinen Postfluges über den Ozean mit schnellen Flugzeugen entlang der afrikanischen Küste ist bekannt: Briefe fliegen regelmäßig über den Ozean!

Die Leistung, in Zahlen ausgedrückt, sieht etwa folgendermaßen aus: Die Kilometerleistung fing 1927 mit 20 000 km an und erreichte 1935 in stetiger Steigerung etwa 2 130 000 km. Im Jahre 1928 gingen insgesamt 1021 Personen über den Ozean, im Jahre 1935 waren es 7400.

Die Lasten- und Gepäckbeförderung betrug 1928 nur 11 Tonnen und kletterte bis 1935 auf 100 Tonnen! An Zeitungen und Post wurden 1928 nur 1 Tonne über das Meer gebracht, im Jahre 1935 waren es 44 Tonnen, wobei zu beachten ist, daß Überseebriefe im allgemeinen nur wenige Gramm wiegen. Aus einem Streckennetz von anfangs 1415 km im Jahre 1928 wurden im Jahre 1935 7880 km.

Die Kulturaufgabe zwischen den beiden Kontinenten ist gelöst! Deutschland hat sich mit Hilfe seiner Luftfahrt eine feste Freundschaftsbrücke zu allen südamerikanischen Völkern geschlagen.

Als im März dieses Jahres das größere Luftschiff „Hindenburg“ zum ersten Male nach Südamerika fuhr und nach dreieinhalb Tagen in Rio landete, war den Beteiligten eins ganz klar: die dreifache Überlagerung des Verkehrs vom Schiff, das immer noch mit Wetternachrichten und Funkhilfe der treue und zuverlässige Kamerad aus der Werdezeit ist, zum Luftschiff und zum Flugzeug, steht die Welt vor einer Verkehrseinheit mit unterteilten Aufgaben, die ideal ist. Ihre Sonderaufgaben leitet diese Verkehrseinheit aus der Reisegeschwindigkeit des Transportgefäßes ab.

Im Grunde genommen hat eine Handvoll deutscher Männer diese Aufgabe gelöst und diese gewaltige Völkerbrücke geschlagen, eine Handvoll deutscher Männer, die wußten, was sie wollten, Zutrauen zu sich selbst hatten und den Glauben an ihr Deutschland, das wieder in die Höhe kommen mußte. Von dieser Handvoll Männer ging das Vertrauen zur Sache und zum Menschen ganzer Völker in Südamerika auf das deutsche Volk über; die deutsche Luftfahrt hat eine Aufgabe gelöst, eine Kulturaufgabe, die in der Weltgeschichte einzig dasteht.

Walter Pahl: Die Philippinen

Brücke oder Sperre?

Man hatte sich daran gewöhnt, die Philippinen als das „Außenfort“ der Vereinigten Staaten im Pazifischen Ozean zu betrachten, als ein unentbehrliches Glied im Stützpunktsystem der amerikanischen Pazifikpolitik. Der Gedanke, daß die Amerikaner diese überaus wichtige Stellung, die sie im Jahre 1898 den Spaniern entrissen hatten, jemals freiwillig räumen könnten, schien absurd. Das Unwahrscheinliche ist scheinbar Wirklichkeit geworden: Die Vereinigten Staaten haben Ende 1935 die Philippinen für „unabhängig“ erklärt. Im November 1935 hat der erste von den Filipinos gewählte Präsident der neuen Republik, Manuel Quezon, sein Amt übernommen.

Allerdings sind die Filipinos nicht gleich ganz auf sich selbst gestellt worden. Die volle Freiheit winkt ihnen erst nach einer Probezeit von zehn Jahren, während der die USA. noch in gewissen wichtigen Fragen ein Mitspracherecht besitzen. Insbesondere unterliegen die Beziehungen der Philippinen zu fremden Staaten und die Frage der Befestigungen weiterhin der Kontrolle durch den amerikanischen Oberkommissar, der an die Stelle des bisherigen Generalgouverneurs getreten ist. Seine Distanzierung von den Regierungsgeschäften hat er äußerlich durch die Übersiedlung von Manila nach Bagnio zum Ausdruck gebracht. Die Amerikaner haben viel Geld in die Befestigungswerke hineingesteckt, die sie in der Bai von Cavite, bei Manila (Fort Mac Kinley) und bei Zamboanga angelegt haben. Diese Befestigungen bleiben amerikanischen Stützpunkte, zunächst für 10 Jahre. Und nachher?

Es ist überaus bezeichnend, daß eine Woche nach der Einsetzung Quezons zum Oberhaupt der „unabhängigen“ Philippinen, am 29. November 1935, in Manila das erste „Clipper Ship“ der Pan American Airways mit einer beträchtlichen Postladung landete. Auf diesem etwa 12 700 km langen transpazifischen Luftweg San Francisco—Manila, der über die Stützpunkte Hawaii, Midway, Wake und Guam geführt wird, sind Ende Oktober 1936 zum erstenmal auch Passagiere befördert worden. Kann man deutlicher demonstrieren, daß die politische Freigabe der Philippinen keineswegs die Räumung der strategischen Stellung bedeutet, die diese Inselgruppe gegenüber Japan darstellt?

Es bleibt aber die Frage: Genügen diese Demonstrationen, genügen diese wehrpolitischen „Vorbehalte“, um die Japaner zurückzuhalten? In amerikanischen Händen bildeten die Philippinen eine Barriere, die sich den Japanern auf ihrem Marsch nach Süden entgegenstellte.

Werden sie jetzt zu einer Brücke

zwischen dem japanischen Inselreich und Südostasien werden? Es scheint gewiß, daß diese Inselgruppe, die im Schnittpunkt entscheidender

pazifischer Kraftlinien liegt, in den nächsten Jahren noch oft von sich reden machen wird. Mit der neu gewonnenen „Unabhängigkeit“ ist das Schicksal der Philippinen keineswegs entschieden.

Warum ziehen sich die Vereinigten Staaten zurück? Diese Frage läßt sich erst beantworten, wenn wir einen Blick auf die Wirtschaftskräfte der Inseln geworfen haben. Der etwa 7000 Inseln und Inselchen umfassende Archipel — der größte Archipel der Erde! — ist teilweise überhaupt noch unerforscht, zum geringsten Teil wirtschaftlich mobilisiert. Von der Gesamtfläche sind allerhöchstens 15 % in Kultur genommen. Ein Gebiet also, dessen Chancen noch längst nicht genutzt sind. Überdies bildet es ein Vakuum inmitten des ostasiatischen Bevölkerungsüberdruckes: 13 bis 14 Millionen Einwohner, d. h. etwa 5 Einwohner je qkm gegen 156 in Japan! Die Inseln, meint man, könnten mindestens 40 bis 50 Millionen ernähren. Die mineralischen Schätze sind kaum angetastet, wenn es auch gewiß ist, daß die Philippinen Eisenerze bester Qualität und erstaunlich reiche Chromlager bergen. Auch die großen Urwälder enthalten bedeutende Werte. Zunächst aber bildet der tropische Ackerbau die Grundlage der Volkswirtschaft. Reis- und Maisfelder bedecken mehr als die Hälfte des Kulturlandes. Sie sichern die Volksernährung. Die Ausfuhr Güter liefern in erster Linie die Zuckerrohrfelder, ferner die Hanfplantagen (Manilahanf!), die Tabakkulturen und die ausgedehnten Kokospalmhaine. Der größte Teil der Ausfuhr geht nach den Vereinigten Staaten. In den letzten Jahren wurden 65 bis 90 % der ausgeführten Produkte von den Staaten aufgenommen. Der Exporterlös betrug im Jahre 1934 22 081 000 Pfund Sterling. Davon entfielen allein 18 461 000 Pfund auf USA.

Die einseitige Richtung der Ausfuhr erklärt sich daraus, daß die philippinischen Produkte in den USA Zollfreiheit genießen. Dieser Zollfreiheit verdanken die Philippinen überhaupt erst die Rentabilität ihrer Zuckerplantagen, die im Vergleich etwa zu den amerikanischen Zuckerplantagen in Cuba mit sehr hohen Produktionskosten zu rechnen haben, da der Ertrag je Hektar wesentlich geringer ist als in Cuba. Trotzdem hat der philippinische Zucker in den letzten Jahren den cubanischen Zucker immer stärker von dem amerikanischen Markt verdrängt, weil nämlich der Zucker Cubas mit einem hohen Schutzzoll belegt wird. Cuba ist unabhängig geworden und damit aus dem amerikanischen Zollverband ausgeschieden.

Das hätten sich die Führer der Unabhängigkeitsbewegung auf den Philippinen wohl nicht träumen lassen, daß ihnen ausgerechnet amerikanische Kapitalisten zu der Erreichung ihrer Ziele verhelfen würden. So ist es aber in der Tat! Roosevelt handelte unter dem Druck einflußreicher Finanzkreise, wenn er sich beeilte, die Philippinen freizugeben. Diese Finanzkreise wollten nämlich nicht mehr länger zulassen, daß ihre Milliarden, die sie in den Zuckerplantagen und Zuckerraffinerien Cubas investiert haben, keine Dividenden mehr abwarfen. Die Konkurrenz des philippinischen Zuckers mußte gebrochen werden. Das heißt: Der Philippinen-Zucker

mußte genau so wie der Cuba-Zucker mit Zöllen belegt werden. Das ließ sich aber nur dadurch erreichen, daß den Philippinen die politische Unabhängigkeit gewährt wurde, wodurch sie automatisch zum Zollausland werden.

Eine Katastrophe wäre über die philippinische Wirtschaft hereingebrochen, wenn man sie sofort aus dem Zollverband ausgeschlossen hätte. Zehn Jahre haben die Philippinen nun Zeit, um sich an die neuen Verhältnisse anzupassen und neue Märkte für ihre Produkte zu finden.

Bis 1940 bleibt alles beim Alten.

Von diesem Jahre ab erhebt die Regierung von den Exporteuren einen Exportzoll, der zunächst 5 % beträgt und jedes Jahr um 5 % gesteigert wird. Dadurch sollen die Farmer gezwungen werden, sich allmählich auf die neuen Verhältnisse umzustellen, denen sie im Jahre 1945 gegenüberstehen werden, wenn die Amerikaner die Rechnung für die Gewährung der vollen Unabhängigkeit präsentieren, d. h. den Einfuhrzoll in voller Höhe von 50 % erheben werden.

Man sieht: Unabhängigkeit kostet Geld! Es ist nicht verwunderlich, daß viele gebildete Filipinos mit wachsender Sorge in die Zukunft blicken. Auch „Don Manuel“, wie der erste Präsident kameradschaftlich und respektvoll zugleich vom Volke genannt wird, wird nicht müde, die Inselbewohner daran zu erinnern, daß die Unabhängigkeit schwere Opfer verlangt. Quezon ist mit dem Aufbau einer nationalen Armee beschäftigt und hat sich für diesen Zweck die Dienste des amerikanischen Generals Mac Arthur gesichert. Es kann aber gar kein Zweifel darüber sein, daß die Philippinen für absehbare Zeit nicht über eine Armee verfügen werden, die in der Lage wäre, etwa einem japanischen Angriff standzuhalten.

Ohne fremden Rat und ohne fremde Hilfe wird auch die Lösung der schwierigen Bevölkerungs- und Verwaltungsprobleme vorläufig nicht möglich sein. Eine allen Bewohnern gemeinsame Nationalsprache gibt es auf den Philippinen nicht. Die weitverstreute Bevölkerung spricht mehr als 50 Dialekte. Neben den christlichen Filipinos stehen 500 000 mohammedanische Moros auf Mindanao und Sulu und 400 000 Igoroten. Kommunistische Banden finden sich überall und suchen ihre Anhänger vor allem unter den Landarbeitern. Das Moskauer Institut für den Pazifik nimmt sich dieser Agrarbolschewisten, der sogenannten Sakdal, mit besonderer Fürsorge an.

Außerdem wohnen auf den Philippinen etwa 75 000 Chinesen und etwa 20- bis 30 000 Japaner. Diese Minderheiten stellen die Regierung vor überaus schwierige Aufgaben. 15 000 Japaner wohnen allein in der Provinz Davao, im südöstlichen Mindanao, der reichsten Philippineninsel. Davao bildet eine geschlossene japanische Siedlung, die ihre eigenen Schulen, Hospitäler, Straßen usw. besitzt. Die Japaner haben hier riesige Hanfplantagen errichtet. Der „Abaca“ aus Davao ist ein Qualitätsprodukt ersten Ranges, das von den

Seilereien der Vereinigten Staaten und Japans sehr geschätzt wird. Die japanischen Hanffirmen Ohta und Furukawa bilden die eigentliche Regierung in Davao. 70 % der Straßen in der Provinz sind von japanischen Industriellen gebaut worden. 80 % der nach Davao eingeführten Produkte stammen aus Japan. Im Jahre 1934 führten die Japaner Waren im Werte von 280 000 Dollar nach Davao ein, während die amerikanische Einfuhr nur 12 000 Dollar erreichte.

Rund 10 000 Japaner leben ferner als Händler und Kaufleute in den Städten. Nach einem amtlichen Bericht befinden sich schon etwa 35 % des Einzelhandels auf den Philippinen in japanischen Händen. Immer stärker werden die chinesischen Händler von den japanischen verdrängt. Die reichen Fischgründe in der Bai von Cavite werden ebenfalls von den Japanern ausgebeutet. Von Formosa her kommen oft genug schnelle japanische Motor-Fischerboote herüber und dringen in die philippinischen Gewässer ein.

Immer wieder hat man in den letzten Jahren versucht, der ständigen Erweiterung des japanischen Einflusses Einhalt zu gebieten. Viele Filipinos fürchten mit Recht, daß in den nächsten Jahren der Strom der japanischen Händler und Siedler, der sich in dieses Vakuum des ostasiatischen Bevölkerungsüberdrucks hineinzuschieben versuchen wird, immer breiter werden wird. Offenbar hoffen die Japaner, ihre wirtschaftliche Stellung auf den Philippinen allmählich so befestigen zu können, daß ihnen die politische Herrschaft von selbst zufällt. Der japanische Konsul in Manila hat vor kurzem mit besonderem Nachdruck auf die Tatsache hingewiesen, daß in den letzten zehn Jahren in dem Bezirk von Davao etwa 2000 Japaner ermordet worden sind. In einem Jahre fielen allein 370 japanische Siedler den Überfällen der Eingeborenen-Stämme zum Opfer. Trotzdem haben die Japaner bisher niemals bei der philippinischen Regierung protestiert und verstärkten Schutz verlangt. Das scheint aber Methode zu sein. Eines Tages werden die Japaner, so meint man in Manila, erklären: „Ihr habt keine ausreichenden Vorsichtsmaßregeln getroffen, um unsere Leute zu schützen. Wir sind daher gezwungen, uns selber zu helfen!“

Die Filipinos wollen sich selber regieren. Sie haben die Amerikaner nicht gern im Land gesehen.

Aber sie fürchten die Japaner.

Wird es auf die Dauer möglich sein, die Japaner an der „Durchdringung“ der Philippinen zu verhindern?

Die Philippinen sind ein unentbehrliches Glied in der südlichen Expansionslinie Japans, mit anderen Worten: in der Expansionslinie der japanischen Flotte. Die Armee hält die „Wacht am Amur“. Sie will von der mandschurischen Basis aus China durchdringen. Die Flotte richtet ihren Blick in erster Linie nach der „Südsee“. Darunter versteht man in

Japan nicht nur den ehemals deutschen Inselschwarm, den es heute als „Mandat“ verwaltet, sondern auch die Philippinen, Neuseeland, Australien und Niederländisch-Indien! Gebiete, die nicht nur reich an Rohstoffen sind (Öl in Borneo!), sondern auch für die Aufnahme des japanischen Bevölkerungszuwachses viel eher in Frage kommen als das Festland im Westen. In Mandschukuo sind bisher kaum mehr als 2000 japanische Familien angesiedelt worden. Obwohl Korea seit 26 Jahren eine japanische Kolonie ist, sind die Japaner heute mit kaum 3% an der koreanischen Bevölkerung beteiligt. In Mikronesien hat dagegen die japanische Bevölkerung bereits die Stärke der Eingeborenenbevölkerung von 50 000 erreicht. Das seiner Bevölkerung klimatisch genehme Siedlungsland findet Japan nur im Süden. Nachdem die brasilianische Auswanderung „kontingentierte“ worden ist, drängt der Auswanderungsstrom immer stärker in die „Südsee“.

Eifrig sind die Japaner dabei, auch die strategisch-militärische „Aufnahmestelle“ für die südliche Expansion auszubauen. Die Gerüchte, daß Japan auf den ehemals deutschen Inseln Mikronesiens Befestigungswerke anlegt, wollen nicht verstummen. Die größte strategische Bedeutung mißt man in Japan dem Hafen in Palau zu, der 50 Kriegsschiffe aufnehmen kann und nur drei bis vier Flugstunden von den Philippinen bzw. Niederländisch-Indien entfernt ist. Palau ist denn auch das Ziel einer Luftlinie, die Japan von Tokio aus über die Bonin-Inseln nach dem Kolonialreich in der Südsee ausbauen will. Im Westen ist Formosa die Operationsbasis für die Expansion nach dem Süden. Formosa liegt nur 400 km von den Philippinen entfernt.

Und wo sollen die Filipinos schließlich mit ihren Erzeugnissen hin, wenn ihnen der amerikanische Markt versperrt ist? Schon heute ist Japan ein wichtiger Abnehmer der philippinischen Hölzer und des Manilahafes. Die Lebensfrage der philippinischen Wirtschaft ist der Zuckerabsatz. Die Zuckerindustrie liefert heute 60% der gesamten Staatseinnahmen der Philippinen. Japan ist zur Abnahme des Philippinen-Zuckers bereit, aber nur, wenn die Philippinen mit Japan die gleichen Freihandelsbeziehungen aufnehmen, die sie heute noch mit den Vereinigten Staaten unterhalten. Das würde bedeuten: Die Philippinen werden eine japanische Kolonie!

Schon wird in führenden Kreisen Manilas die Frage aufgeworfen, ob man sich den Schutz und die Hilfe der Vereinigten Staaten über die Interimsperiode hinaus nicht dadurch sichern könnte, daß man ein freies „Dominion“ innerhalb der amerikanischen Republik wird. Der philippinische Kommissar in Washington, Guevara, tritt offen für ein amerikanisches Protektorat über die Inseln ein. Falls aber die Vereinigten Staaten sich endgültig entschließen sollten, die Philippinen vollständig aufzugeben, schlägt man vor, den britischen König um die Aufnahme in das „Commonwealth of Nations“ zu ersuchen! In der Tat finden die britischen Institutionen heute in Manila zahlreiche Bewunderer.

In Tokio ist man über diese Pläne wohl informiert — und mehr denn je entschlossen, die Philippinen nicht mehr aus dem Griff zu lassen!

W. S. Esold:

Weihnacht, Sonnenwende und Marienfeste bei den Indianern Méxicos

Auf der gesamten nördlichen Erdhalbkugel ist die Dezembersonnenwende zu allen Zeiten und von allen Völkern festlich begangen worden. Die Gewißheit, daß nach dem Eintritt der längsten Nacht die Tage wieder länger werden, die alles belebende Kraft der Sonnenstrahlen wieder an Macht gewinnt, erfüllt die Menschen mit Hoffnung und Zuversicht.

Je mehr man nach Süden kommt, umso mehr verliert der Gefühlsinhalt der Wintersonnenwende an Bedeutung. Als zu Beginn unserer Zeitrechnung der Mitraskult und andere uralte Sonnenreligionen aus dem Osten in das römische Reich einbrachen, gewann der Tag der Wintersonnenwende als Geburtstag des neuen Gottes wieder ungeahnte Bedeutung. Das junge Christentum setzte der Feier der Sonnengeburt dann in geschickter Propaganda die Feier des Geburtstags des Erlösers entgegen. In viel höherem Sinne als die Anbeter des Apoll, des Mitras, des Serapis es von ihren Göttern behaupten konnten, hatte Christus von sich gesagt: „Ich bin das Licht der Welt“. Zudem sprach das schlichte Evangelium von Bethlehem mit den menschlich rührenden Gestalten der Mutter Maria und des neugeborenen Jesuskindes im ärmlichen Stall viel unmittelbarer zu den Gemütern, besonders in jenen Zonen, in denen der Geburtstag der jungen Sonne nicht viel mehr als ein astronomisch errechnetes Ereignis war.

Als dann das Christgeburtstfest mit dem Vordringen des Christentums im frühen Mittelalter wieder zu den Völkern des Nordens kommt, verschmilzt es hier mit den alten Bräuchen ihrer Lichterfeste zu solcher Tiefe und Innigkeit, daß es kein Wunder ist, daß das Weihnachtsfest eines der volkstümlichsten Feste der Welt geworden ist.

Die Missionare des 16. Jahrhunderts, die den Indianern Méxicos nach der Eroberung des Landes durch die Spanier den Trost des Evangeliums predigten, knüpften auch hier wie überall an heimische Vorstellungen an, um dem Neubekehrten den Inhalt der christlichen Religion zu erklären und nahe zu bringen.

Auch in México gab es einen mächtigen Sonnengott, dessen Geburtstag man mit glänzenden Festen feierlich beging. Aber dieser Sonnengott war ein grausamerer Gott als der Apollo des Mittelmeers. Wie die Sonne der Tropen nicht nur leben- und segenspendend, sondern auch versengend und todbringend über die Erde zieht, so forderte er von den Menschen unerhörte Opfer. Nach méxicanischer Vorstellung konnte die Kraft der Sonne nur erhalten werden, wenn man sie mit Herzen und Blut geopferter Menschen ernährte. Die Kriegsgefangenen, die auf den Altären des Sonnengotts verbluteten, waren gewissermaßen stellvertretende Opfer und Boten ihrer Stämme. Eine Vor-

stellung, an die trotz aller barbarischen Grausamkeit leicht die Belehrung über das stellvertretende Opfer Christi angeknüpft werden konnte. Am höchsten war dieser Opfergedanke entwickelt in dem Brauch, daß ein besonders edler Kriegsgefangener im Verlauf jeden Jahres die Jahressonne verkörperte, im Volk seiner Feinde herrlich und in Freuden lebte, höher als der König geehrt, begleitet von vier schönen Mädchen — Verkörperungen der Erd-, Mais-, Mond- und Wassergottheiten — blumenbekrönt von Gastmahl zu Gastmahl schritt, um schließlich am Neujahrstage geopfert zu werden. Auf seinem Leichnam erbohrte man das neue Feuer, das dann durch Läufer von Tempel zu Tempel gebracht die dunkle Nacht bald mit vielen hundert jungen Flammen erhellte und der Welt die Geburt der neuen Sonne verkündete. Auch hier also ein Lichterfest, wenn auch im Laufe der Jahrhunderte zeitlich verschoben und nicht mehr zur Zeit der Wintersonnenwende, sondern im Mai gefeiert.

Aber auch liebliche Züge wiesen die aztekischen Sonnenmythen auf. Jeden Morgen stürmte der Sonnengott als kriegerischer Jüngling tanzend am Osthimmel zum Zenith empor. Die Seelen der im Kriege gefallenen und der als Gefangene geopfertem Krieger begleiteten ihn mit Gesang. Vom Westen zogen ihm die Seelen der im Kindbett gestorbenen Frauen entgegen, die ihn von der Mittagshöhe zum Totenreich im Westen hinabgeleiteten, während die Kriegertotenseelen ihres Dienstes ledig um die Mittagsstunde auf die Erde zurückkehren durften, um sich als Schmetterlinge und Kolibris am Duft und Honig der Blumen zu erfreuen.

Auch über die Geburt dieses Sonnen- und Kriegsgotts gab es eine eigenartige Sage: Seine Mutter hatte ihn jungfräulich empfangen, in voller Rüstung war er ihrem Schoße entstiegen, um ihre Feinde, die Sterne des Nachthimmels, zu bekriegen und zu besiegen. In einer alten Hymne aus dem Ritual des Festes der Sonnengeburt heißt es:

Schildgerüstet ward der Große,
Der Gebieter der Krieger geboren,
Schildbewehrt entrang er dem Schoße
Sich einer Jungfrau, zur Mutter erkoren.

Bebende Erde nennt ihn den Sieger,
Wenn er beschildet in Farben der Schlacht
Auf dem Schlangenberg der Krieger
Feindliche Scharen niedermacht.

Auch hier konnten die christlichen Missionare anknüpfen, und sie haben es mit dem größten Erfolge getan.

Die Ähnlichkeit zwischen den Geburtserzählungen muß die indianischen Menschen sehr beschäftigt und erschüttert haben.

Im Jahre 1531 erschien dem armen Indianer Juan Diego, der von Cuauhtitlan nach México zur Messe wanderte, in Tepeyacac, der „Bergnase“, die nördlich der Hauptstadt in die Fluten des Sees hineinragte, der damals México noch umspülte, die Jungfrau Maria.

Bald darauf weihte hier, über den Trümmern eines alten Heiligtums der aztekischen Erd- und Muttergöttin Bischof Zumarraga, der „Vater der Indianer“, die Kirche „Unserer lieben Frau von Guadalupe“, jahrhundertlang das Nationalheiligtum der méxicanischen Indios.

Als sie sich 1810 unter der Führung des Priesters Hidalgo gegen die spanische Herrschaft erhoben, trugen sie das Bild der Indianermadonna auf ihren Fahnen vor sich her. Die Spanier stellten ihr die Madonna de los Remedios entgegen. Aztekische Göttermutter und christliche Mutter Gottes zeigten noch einmal ihr wahres Gesicht.

In Guadalupe wird der 12. Dezember, der Tag der Madonna mehr gefeiert als der 24., wie in südlichen Ländern überhaupt die Marienfeste das Weihnachtsfest an Bedeutung zu übertreffen pflegen.

Am 18. Dezember begeht man in Oyxaca das Fest der Maria de la Soledad (Madonna der Einsamkeit). Hier ist die Madonna an die Stelle einer alten Quell- und Wassergöttin getreten. Ein alter Brunnen vor der Kirche ist noch heute Hauptanziehungspunkt der Gläubigen. In Oyxaca hat sich der spanische Adventsbrauch der Posadas eingebürgert. In jedem Haus stellt man zwischen Blumen und Kerzen die Gruppe der Maria auf dem Esel auf zur Erinnerung an die Reise nach Bethlehem und die Suche nach einer Unterkunft. In der Weihnacht wird diese Gruppe dann durch eine Krippe ersetzt.

Aber auch das Weihnachtsfest selbst ist gerade in México unter den Eingeborenen sehr volkstümlich geworden. Besonders in Papantla, im Lande der Totonaken, aus dem die Vanille kommt, wird es festlich begangen. Mit Kerzen in den Händen ziehen vor allem die weißgekleideten Frauen und Mädchen zur nächtlichen Messe in die Kirche der Señora de la Natividad (unsere liebe Frau der Geburt).

Es handelt sich hier also um ein echtes Lichterfest in der grünen Nacht des immer regenfeuchten Urwaldes.

In der Kolonialzeit waren die jahraus, jahrein wiederholten Krippenspiele Lieblinge der indianischen Bevölkerung. Die Krippenspiele haben sich von México bis weit hin nach Kalifornien und Texas verbreitet. Frau Cecilie Seler, die Gattin des deutschen Gelehrten und Altmeisters der méxicanischen Altertumswissenschaft, die einmal ausführlich über méxicanische Beobachtungen während der Weihnachtszeit geschrieben hat, berichtet sogar von richtigen lichterglänzenden Tannenbäumen in Oyxaca, die sich dort unter dem Einfluß deutscher Familien im vorigen Jahrhundert auch unter den Landesbewohnern eingebürgert haben.

Aus der Werkstatt der „Ibero-Amerikanischen Bibliographie“

Ein Jubiläum: 25 Hefte

Der im Juli d. J. erschienenen Nummer der Zeitschrift „Länder und Völker“ lag Nr. XXV der „Ibero-Amerikanischen Bibliographie“ bei, die von Dr. Hans P r a e s e n t, Bibliothekar an der Deutschen Bücherei in Leipzig ständig bearbeitet wird.

Es ist eine unendlich mühevoll Filigranarbeit, die hier im Dienste des ibero-amerikanischen Kulturverständnisses geleistet worden ist.

Insgesamt enthalten die 25 Bibliographien 9630 Titel von Büchern und Zeitschriftenaufsätzen; das ergibt im Durchschnitt vierteljährlich 385 Titel. Die geringste Zahl enthielt die 1. mit 252 Titeln, auch die 8 und 14. blieben mit je 290 unter der 300-Grenze. Die höchste Zahl erbrachten mit 481 Titeln die 6. und mit 479 die 24. Bibliographie. Da alle Bibliographien in der Auswahl des Aufgenommenen möglichst gleichmäßig bearbeitet sind, spiegeln sie auch die Geschehnisse im ibero-amerikanischen Kulturkreis wider bzw. deren Niederschlag in der deutschsprachigen Literatur. So erklärt sich die Höchstzahl in der 6. Bibliographie, die die Sommermonate 1931 umfaßt, durch die Höchstzahl von Arbeiten über Spanien mit allein 122, die vor allem die Revolution vom 14. April und der 250. Todestag Calderons hervorriefen. Auch die 5. Bibliographie (bis 1. Juni 1931) brachte schon 100 Titel über Spanien, dabei zahlreiche über den 14. April. Spanien vereinigt mit 2015 Titeln überhaupt die höchste Zahl von Nachweisen, während Portugal mit 292 Zitaten erheblich weniger aufweist (dazu kommen 91 Arbeiten, die beide Länder gemeinsam betreffen). Mit dem gesamten lateinamerikanischen Gebiet (Süd- und Mittelamerika) befassen sich allein 353 Arbeiten.

Im Durchschnitt der letzten sechs Jahre konnten also jährlich 1540 Arbeiten festgehalten werden, oder mit anderen Worten: es erscheinen täglich etwa vier bis fünf Bücher oder Aufsätze in deutscher Sprache über Länder und Fragen des ibero-amerikanischen Kulturkreises, gewiß eine stattliche Zahl, zumal wenn man dazu noch die einschlägigen Artikel der politischen Tagespresse rechnet.

Was die Technik der Bearbeitung dieser Bibliographie betrifft, so verbindet sich dabei jahrelange bibliographische Übung mit einem lebhaften persönlichen Interesse an den Ländern Ibero-Amerikas und mit einer gleichzeitigen laufenden Benutzung der Bestände der Deutschen Bücherei zu Leipzig als der Zentrale aller bibliographischen Unternehmungen Deutschlands. Den Büchertiteln liegen die Aufnahmen der von dieser bearbeiteten „Deutschen Nationalbibliographie“ zugrunde, die in ihrer Reihe A die im Buchhandel erhältlichen, in ihrer Reihe B alle außerhalb des Buchhandels erscheinende Werke wöchentlich verzeichnet und zwar in einer Vollständigkeit und Schnelligkeit, die die Grenze des Möglichen erreicht haben dürfte. Zur Verzeichnung der Zeitschriftenaufsätze dient die Durchsicht der rund 44 000 laufenden deutschsprachigen Periodica, von denen allerdings nur etwa 5000—6000 Zeitschriften als ergiebig und wissenschaftlich beachtenswert in Frage kommen. Hierbei hat sich vor allem der Spürsinn zu erweisen; denn es wurde von vornherein als besonders erstrebenswert angesehen, die versteckte und abseits, nicht in den ibero-amerikanischen Fachblättern erscheinende Literatur zu erfassen und den Interessenten zur Kenntnis zu bringen.

Querschnitte

Brasiliens Dank. Aus Rio de Janeiro wird uns geschrieben: Der hiesige Regattaverein *Flamengo*, der Brasilien auf den Berliner Olympischen Spielen vertreten hatte, stattete Deutschland in einer besonderen Rundfunksendung seinen und Brasiliens Dank für die in Deutschland genossene Gastfreundschaft ab, wobei außer dem deutschen Botschafter *Schmidt-Elskop* der Vorsitzende des Vereins und Begleiter der brasilianischen Mannschaft, *Bastos Padilha*, sprach. Er dankte in deutscher Sprache den deutschen Sportskameraden sowie dem gesamten deutschen Volke im Namen seines Klubs für die seinen Mitgliedern erwiesenen Aufmerksamkeiten. „Die Tage in Deutschland werden den Sportlern ewig unvergessen bleiben“, führte der Redner aus, „und alle haben nur den einen Wunsch, daß dieser Anfang einer direkten sportlichen Verbindung mit Deutschland eine immer festere und innigere Freundschaft zwischen beiden Ländern bringe und Veranlassung sei zu vielen Wettkämpfen zwischen den Sportsleuten.“

Darauf sprach der brasilianische Außenminister *Macedo Soares* ebenfalls durch das Mikrophon Worte des Dankes.

Kulturarbeit in Argentinien. Aus einem dieser Tage erschienenen Bericht des Deutschen Volksbundes in Argentinien geht hervor, daß 22 deutsche Volksbüchereien im Innern des Landes neu eingerichtet oder ergänzt werden konnten. 11 deutsche Schulen konnten mit Schulmaterial versehen werden, und drei deutschen Schulvereinen konnte die Fertigstellung ihrer Schulbauten durch namhafte Geldspenden ermöglicht werden. Die Lesepatenschaften haben einen weiteren Ausbau erfahren. Von besonderer Bedeutung dürften die Bemühungen sein, dem deutschen Kolonisten den Absatz seiner Güter unter Ausschaltung des Zwischenhandels zu ermöglichen. Mit dem Absatz von

Apfelsinen und Grape Fruits der deutschen Kolonisten in Misiones wurde hier der Anfang gemacht.

Deutsche Siedlungen in Südchile

Südchile ist das Land der europäischen Einwanderer, ein Bauernland. Hier erreichen die Temperaturen nicht die Höhe wie im heißen Perú, doch auch im kältesten Wintermonat sinkt das Thermometer kaum unter 6 und 7 Grad. Aber Ende März, im hiesigen Herbst, fängt an zu regnen. Dann regnet es unbarmherzig. Es regnet, nach der chilenischen Statistik, fünfmal so viel (wenn auch nicht fünfmal so oft) wie in Hamburg

Am Ufer des Llanquihue-Sees wohnen viele deutsche Bauern. Es sind zumeist Westfalen, deren Vorfahren vor drei und vier Generationen sich mit ihren Äxten in den Urwald hineingehauen haben, zu einer Zeit, als es in dieser Gegend überhaupt noch keine Straßen gab. Wollte man damals ein Pfund Butter haben — soweit man solche nicht selber erzeugt — so mußte man durch Wald meilenweit zur Hafencity Puerto Montt, die damals aus nur einigen Häusern und einem Laden bestand. Inzwischen sind die Kolonisten am Llanquihue-See zu Wohlstand gelangt. Die Häuser sind meist noch aus Holz, zuweilen sind sie bunt angestrichen. Hinter Hecken und Weiden beginnt der Urwald, der auch jetzt nur zum Teil gerodet ist. Und über dem Grün stehen die beschnittenen Häupter der Vulkane Osorno und Calbuco Der Osorno brach zum letztenmal im Jahr 1828 aus, der Calbuco erst vor acht Jahren. Beim Ausbruch des Osorno wurde die ganze Umgegend von Lavaströmen überschwemmt, nur wenige der dort lebenden Indianer konnten sich retten. Europäer aber gab es damals hier noch nicht.

Auch in Puerto Varas, am Ufer des Sees, gibt es viele Deutsche. Es gibt deutsche Kirchen, Spitäler, Schulen. Die deutschen und die deutsch-schweizer Bauern der Umgebung treffen sich am

Sonntag in den Kirchen. Sie schicken, soweit es ihre Arbeit und der Zustand der Wege erlaubt, ihre Kinder in die Schulen. Die Regierung baut gegenwärtig in Puerto Varas ein großes Hotel, Zementbau mit Zentralheizung — beides bisher hier unbekannte Dinge — und sogar einen Spielsaal wird es haben.

Der Tag des deutschen Volkstums in Bogotá 1936

Uns wird geschrieben: Verschiedene Umstände brachten es mit sich, daß in Bogotá der diesjährige „Tag des deutschen Volkstums“ noch nicht über ein „Fest der Deutschen Schule“ hinausgekommen ist. Es liegt sicher im Sinne des Volkstumsgedankens, die Schule als die Vorkämpferin für die Erhaltung des Deutschtums und Werberin um Verständnis für Deutschland zu einem dem Volkstum gewidmeten Tag heranzuziehen.

Man hatte sich in diesem Jahr die dreifache Aufgabe gestellt, einmal die Verbindung zwischen Kolonie und Schule noch herzlicher und inniger zu gestalten, sodann durch sichtbare Leistungen dem Gastvolk erneut Achtung vor deutscher Arbeit einzufößen und schließlich der Schulklasse die Inangriffnahme der lebensnotwendigen Baupläne zu erleichtern, alles letzten Endes eine Aufgabenstellung, die sicherlich auch eine Volkstumsarbeit in sich birgt.

Am Mittwoch, dem 9. September, traf sich die ganze Schule im Parque Gaitán. Der Eifer, mit dem sich alle Schüler und Schülerinnen zur Kampfbahn drängten, und die Anwesenheit zahlreicher Eltern, die gespannt den Leistungen ihrer Kinder und deren Freunde folgten, sind der beste Beweis dafür, welchen Anklang diese vor drei Jahren begonnene sportliche Betätigung gefunden.

Zum Austrag kamen wieder Ballwurf, beim ältesten Jahrgang dafür Kugelstoßen, 75- bzw. 100-m-Lauf, sowie Hoch- und Weitsprung. Für die Bewertung waren wieder die einschlägigen deutschen Bestimmungen für die Jugendkämpfe maßgebend.

Am Samstag darauf wurde als zweiter Teil der Festlichkeiten in den Räumen

des Deutschen Vereins ein großer Ball veranstaltet, der maßgebend: Kreise des Gastvolkes und der ausländischen Kolonien auf dem Boden ungewohnter Geselligkeit mit den Deutschen Bogotás vereinigte und neben diesem gewiß nicht zu unterschätzenden ideellen Wert ein beachtliches Süssmchen in die Schulkasse brachte.

Der nächste Tag, Sonntag, der 13. September, war dann der abschließende Höhepunkt, bei dem die Schule wieder im Vordergrund stand.

Wenn es eines der Ziele des Volkstumstages ist, die Kolonie zusammenzuführen, ihr eine Aufgabe zu stellen im Dienste eines Ideals, wenn ferner dieser Tag die Fühlungnahme mit dem Gastvolk nicht ausschließt, sondern vielleicht zur Stärkung der freundschaftlichen Bande beitragen darf, dann kann man die diesjährigen Feste der Deutschen Schule in Bogotá getrost als Erfolg buchen.

Hans Grimm in Argentinien. Hans Grimm weilte zu kurzem Aufenthalt in der argentinischen Hauptstadt, wo er Gegenstand zahlreicher Ehrungen seitens der deutschen Kolonie war. Auf Anregung des Deutschen Volksbundes wurde in den Räumen des Deutschen Klubs eine deutsche Dichter-Feierstunde veranstaltet, bei der Hans Grimm aus seinen Werken vorlas. Die Zuhörer in dem überfüllten Saal hingen gebannt an den Worten des Dichters. An der Feierstunde nahmen auch der deutsche Botschafter und Freifrau v. Thermann teil. Hans Grimm kehrte mit der „Cap Arcona“, die ihn nach Buenos Aires brachte, wieder nach Deutschland zurück.

Die Galapagos - Inseln Naturschutzgebiet. Die Regierung von Ecuador hat die Galapagos-Inseln zum Naturschutzgebiet erklärt, um das Tierleben vor Vernichtung zu bewahren. Eine Kommission wird die Durchführung dieses Gesetzes überwachen und eine Forschungsstation auf den Inseln errichten. Die Eigenart des Tierlebens auf den Galapagos wurde vor hundert Jahren von Charles Darwin entdeckt. Darwin hatte damals die Absicht, Geistlicher zu wer-

den. Als er auf seinem fünfwöchentlichen Aufenthalt auf den Inseln feststellte, daß dort, 600 Meilen von der amerikanischen Küste entfernt, ein gänzlich eigenartiges Tierleben herrsche und sich selbst die Arten auf den einzelnen Inseln unterscheiden, hatte er eine Beobachtung gemacht, die seine ganze Laufbahn veränderte. Auf ihr baute er seine Entwicklungslehre auf. Nach den Galapagos wurden seit Darwin viele wissenschaftliche Expeditionen ausgesandt. Eine von ihnen brachte 52 Arten Motten mit, von denen die Hälfte der Wissenschaft unbekannt waren.

Eine Pommern-Siedlung in Australien.

Aus Klemzig in Pommern wanderte 1838 eine Anzahl Einwohner nach Australien aus. Die Kolonisten gründeten in Südaustralien eine deutsche Siedlung und benannten sie nach ihrem Heimatort. Bis heute hat sich Klemzig einen überwiegend deutschen Charakter bewahrt, die Kinder der deutschen Siedler werden in deutschem Geiste erzogen. Gegenwärtig sind die Vorbereitungen für das Jahrhundertfest im Gange, das im Jahre 1938 feierlich begangen werden soll. Im Rahmen einer Vorfeier fand vor kurzem eine Denkmalsweihe statt. Mit den Deutschen nahmen die Behörden und angelsächsische Bevölkerungsschichten an der Feier teil. Der Vorsitzende des Deutschaustralischen Jahrhundertfeier-Ausschusses, Krawinkel, und der Gouverneur wiesen in ihren Ansprachen darauf hin, daß die deutschen Einwanderer in bedeutendem Umfang an der wirtschaftlichen Entwicklung Südaustraliens beteiligt seien. Mit der australischen Nationalhymne, deren Komponist, Karl Linger, ein Deutscher gewesen ist, schloß die Feier. Vorher brachte der Kurzwellensender aus dem Munde des Bürgermeisters den Gruß des alten Ortes Klemzig in Pommern an die „neue“ Stadt Klemzig in Südaustralien.

Niedersachsen auf Jamaica. In seinem Bericht über die Arbeit der Forschungsstelle Niedersachsen im Auslande wies der Leiter, Dr.

Zimmer, auch auf die Tatsache hin, das man auf der Insel Jamaica Spuren niedersächsischer Einwanderer fand. Er bezog sich dabei auf die Feststellungen des Archivars des Deutschen Auslandsinstitutes, Dr. Drascher, der die Kolonie auf Jamaica vor einiger Zeit besuchte und nun zum ersten Male der Heimat die Kunde von den dortigen niedersächsischen Nachfahren überbrachte. Vor hundert Jahren, als durch die Aufhebung der Sklaverei Arbeitermangel eintrat, haben Werber aus Jamaica in Hannover und Göttingen etwa 1500 Deutsche auf die großen Zucker- und Bananenplantagen der Insel geholt. So entstanden dort Siedlungen mit deutschen Namen, wie Halberstadt, Hannover, Blocksberg, Potsdam, Charlottenburg, St. Andreas. Unter dem unerträglichen Klima hatten die Einwanderer schwer zu leiden, viele von ihnen haben ein zeitiges Grab gefunden. Heute leben nur noch in Seafordtown Nachkommen der Niedersachsen. Die Gemeinden mit den ehemals deutschen Namen haben diese inzwischen geändert und nur noch „Hannover“ ist übrig geblieben. Dieser Ort ist jetzt der kleinste von Jamaica. Bei seinem Besuche in Seafordtown stieß Dr. Drascher auf Leute mit blauen Augen und blonden Haaren. Aus anglisierten Namen konnte er ihre niedersächsische Herkunft erkennen. Da gibt es Bödeker, Disterdieck, Steinbecker, Hilkenback, Kameke, Reitemeyer. Die deutsche Sprache ist freilich völlig verschwunden.

Modernisierte Romantik

Noch 110 000 Indianer leben in Kanada

Es ist wenig bekannt, daß es in Kanada noch etwa 110 000 Indianer gibt, deren Leben keineswegs der Romantik entbehrt — wenn es auch eine modernisierte Romantik ist. Die Heimat der kanadischen Indianer erstreckt sich an der westlichen Küste dieses Landes bis in das nördliche Alaska hinein. In ihrer Gestalt, ihrer Gesichtsbildung, ihrem Wesen und ihrer Lebenshaltung unterscheiden sie sich merklich von den Indianern der Vereinigten Staaten. Kleiner von Wuchs, sind sie

dafür breiter, Haar- und Augenfarbe sind tiefschwarz, während ihre Hautfarbe ins Gelbliche schimmert. Nahrung und Auskommen gibt ihnen die Beschäftigung als Jäger und Fischer; davon lebten auch schon ihre Väter und Urväter, nur bedienten diese sich des Kanus zum Fischfang und gingen mit dem Pfeil und Bogen auf die Jagd, während ihre Enkel *Motorboote* und Feuerwaffen modernster Konstruktion benutzen.

Die kanadischen Indianer sind unbedingt sehr anpassungsfähig. Sie nehmen gern die kulturellen Errungenschaften der weißen Rasse an und ziehen ihren Nutzen daraus. Die Indianerkinder besuchen die Schulen der Weißen, lernen mit Eifer Schreiben, Lesen und Rechnen. Im Schulunterricht tritt dann, wie auch bei uns, manche besondere Begabung in die Erscheinung. Es ist erstaunlich, wieviele Zeichenkünstler sich unter den Kindern der kanadischen Indianer zeigen. Sie haben ein besonderes Talent in der Darstellung komischer Szenen. Für die Lernfreude und die Aufnahmefähigkeit der indianischen Schulkinder spricht die Tatsache, daß sie von den Volksschulen vielfach in die höheren Bildungsanstalten übergehen.

Trotz dieser modernen Entwicklung werden aber die alten Volksfeste gefeiert. Da kommen bei den verschiedenen Zeremonien die alten Totempfähle wieder zu Ehren, und dann füllt auch in aller Heimlichkeit der Mediziner wieder sein Amt aus.

Geheimnisvoller Titicacasee

Die Universität Cambridge hat acht junge Forscher ins peruanisch-bolivianische Hochland entsandt, die die höchst seltsamen Lebensbedingungen an dem 3812 Meter über dem Meeresspiegel liegenden Titicacasee studieren sollen.

Wenn ein Weltmeister im Gewichtheben auf den Gedanken käme, sein tägliches Training am Titicacasee, dem größten Hochlandsee der Erde, auszuführen, würde er nicht schlecht staunen über seine mangelhaften Leistungen. Gelang es ihm an irgendeinem anderen Flecken der Erde ohne weiteres, ein Dreizehntnergewicht in die Höhe zu stem-

men, so kann er am Titicacasee, 3800 m über dem Meeresspiegel, kaum zwei Zentner bewältigen. Das hängt mit den besonderen atmosphärischen Bedingungen zusammen, die hier herrschen und den Gesetzen der Natur geradezu Hohn zu sprechen scheinen.

Die sieben jungen englischen Forscher, die unter Leitung von Dr. Carey Gilson im Auftrag der Universität Cambridge die völlig veränderten Lebensbedingungen, die in diesen Höhen herrschen, studieren sollen, haben auf ihren Entdeckungsreisen im peruanisch-bolivianischen Hochland die merkwürdigsten Beobachtungen gemacht. Am Titicacasee lebt man, so erklären sie in ihren Berichten nach Cambridge, geradezu in einer „Marsatmosphäre“, denn Luftdruck und Sauerstoffgehalt der Luft sind hier so gering, daß es für den Europäer sehr schwer ist, sich daran zu gewöhnen. Doch hilft allmählich die Natur von selbst, das Ungewohnte zu überwinden, indem sich die roten Blutkörperchen, die dem Körper den Sauerstoff zuführen, entsprechend vermehren, um den Sauerstoffmangel auszugleichen.

Ganz besonders schwierig ist für die Bewohner der Höhen am Titicacasee die Zusammenstellung des Küchenszettels. Am größten Hochlandsee der Erde kocht nämlich das Wasser schon bei einer Temperatur, die etwa 33 Prozent unter dem normalen Siedepunkt liegt. Bei 60 Grad fängt es zu brodeln an, man kann bei diesen ungewohnten Temperaturen die Speisen kaum garkochen, ein wachswiches Ei zu bereiten, ist am höchsten See der Erde einfach nicht möglich. Darum sieht hier die Speisekarte für unsere Begriffe etwas sonderbar aus.

Aber auch die von Menschenhand konstruierten Maschinen gehorchen hier nicht den Anforderungen, die man im Tiefland an sie stellt. Sie büßen in der „Marsatmosphäre“ etwa ein Drittel ihrer Kräfte ein, die ganz einfach verloren gehen. Das Motorboot, das auf der Themse eine Geschwindigkeit von 60 Stundenkilometer erreicht — unter unsäglichen Mühen haben es die Forscher ins peruanische Hochland befördern lassen — erreichte auf dem Titicacasee

nur eine Schnelligkeit von 40 Kilometer. Dabei konnte es auch nur zwei Drittel der Last befördern, die es im Tiefland fortbewegte. Ebenso verhielt es sich mit den Autos, die an den Ufern des Titicacasees durch die veränderte atmosphärische Lage ein Drittel ihrer Kraft und Geschwindigkeit einbüßten. Am merkwürdigsten aber erscheint die Tatsache, daß sich auch die

menschlichen Kräfte genau um ein Drittel verringerten. Einerlei, ob Gewichte gehoben, Kugeln gestoßen oder sonstige Kraftleistungen, wie längere Bergmärsche und dergleichen, ausgeführt wurden — stets zeigte es sich, daß ein Mensch am Titicacasee, 3800 Meter über dem Meeresspiegel, nur zwei Drittel von dem leisten kann, was er im Tiefland vollbringt.

Die Vereinigung Carl Schurz

Ihr Ziel und ihre Aufgabe 1926 bis 1936

Im Jahre 1926 wurde die Vereinigung Carl Schurz in Berlin ins Leben gerufen, um die durch den Krieg zerrissenen Fäden zwischen Deutschland und den Vereinigten Staaten auf dem Gebiet persönlichen Austauschs wieder anzuknüpfen. Ihr Bestreben war und ist es, die geistigen Beziehungen zwischen den Bürgern beider Länder zu vertiefen und die wechselseitige Freundschaft im Gedenken an den Mann zu pflegen, dessen Name sie trägt.

Carl Schurz steht vor den Augen der heutigen Generation als ein Mann, der zwei Völkern gehörte und doch eine in sich geschlossene Persönlichkeit blieb, der wie wenige die großen Eigenschaften des deutschen und amerikanischen Volkes in sich vereinigen und zu einem harmonischen Zusammenklang zu bringen wußte.

Im Sinne seiner vielseitigen Lebensarbeit hat sich die Vereinigung Carl Schurz in ihrer Wirksamkeit, die in erster Linie der Betreuung von Nordamerikanern gilt, niemals auf ein einzelnes Gebiet beschränkt, sondern steht jederzeit allen amerikanischen Besuchern in Deutschland bei der Erfüllung ihrer besonderen Wünsche und der Durchführung ihrer Pläne zur Verfügung.

In dem gastlichen Carl-Schurz-Haus in Berlin werden das ganze Jahr hindurch zahlreiche Gäste aus den Vereinigten Staaten empfangen, beraten und mit deutschen Persönlichkeiten zusammengeführt. Die weitrei-

chenden Verbindungen der Vereinigung ermöglichen es, die Besucher mit den Stellen und Organisationen in Verbindung zu bringen, die ihnen die gewünschten fachlichen Auskünfte vermitteln. Sie sieht ihre Hauptaufgabe jederzeit darin, den ausländischen Gästen helfend zur Seite zu stehen und auf diese Weise zu einem befriedigenden und erfolgreichen Verlauf ihres Aufenthalts in Deutschland beizutragen.

Bei der Bedeutung, die die Vereinigung Carl Schurz der sachlichen Verständigungsarbeit beimißt, nahm sie den Tag ihres zehnjährigen Bestehens zum Anlaß einer Einladung an alle amerikanischen Austauschstudenten, die während des Sommersemesters deutsche Universitäten besuchten, zu einer mehrtägigen Reise durch Deutschland, die von Berlin über Leipzig, Jena, Weimar, Eisenach nach Frankfurt am Main und rheinabwärts nach Bonn führte. Auf diese Weise konnten die 40 jungen Nordamerikaner auch außerhalb ihrer gewohnten Umgebung und ihres Arbeitsgebiets einen Blick in die Verhältnisse im neuen Deutschland tun. Die Fahrt fand ihren Abschluß mit einer Gedenkstunde in Liblar bei Köln am Geburtshaus von Carl Schurz, dessen dreißigster Todestag mit dem zehnten Geburtstag der Vereinigung zusammenfiel. Wenn die auf dieser Carl-Schurz-Reise gewonnenen Eindrücke sich bei den amerikanischen Teilnehmern dahin auswirken, daß sie als Freunde Deutschlands in ihre Heimat zurückkehren und ihren Lands-

leuten ein wahrheitsgetreues Bild des deutschen Volkes und seines Lebens vermitteln, so kann die Vereinigung Carl Schurz am Ende der

ersten zehn Jahre mit dem Bewußtsein auf ihre Tätigkeit zurückblicken, an ihrem Teil zu einer Verständigung der Völker beigetragen zu haben.

In New York wurde die erste Ortsgruppe eines Bundes der **Sudetendeutschen in Amerika** gegründet. Als Aufgabe des Bundes wird bezeichnet, den politisch und wirtschaftlich bedrängten Volksgenossen in der Tschechoslowakei moralische und materielle Hilfe zu bringen. Der Bund wird sich auch an der gemeinsamen Kulturarbeit der Deutschen in Amerika beteiligen. Er wird sich ferner bemühen, die amerikanische Öffentlichkeit über die Lage der Sudetendeutschen in der Tschechoslowakei aufzuklären und Mittel zur Unterstützung der notleidenden Landsleute in der Heimat zu sammeln.

Olympischer Fackellauf nach Tokio?

In Japan hat man bereits Pläne gefaßt, das Olympische Feuer von Griechenland nach Tokio zu holen. Das japanische Mitglied des Internationalen Olympischen Komitees, Graf Soyeshima, hat den Vorschlag gemacht, den 11. Februar 1940, den Tag, an dem vor 2600 Jahren der erste japanische Kaiser, Dschimmu, den Thron bestieg, den Starttag für den ersten Läufer in Olympia sein zu lassen. Der Weg würde dann durch Griechenland über den Bosphorus, durch Kleinasien, Syrien und Arabien nach Aden führen, wo ein Schiff die Flamme nach Bombay tragen sollte. Läufer würden sie dann weiter nach Singapore bringen. Ein anderes Schiff würde sie von dort aus nach den Philippinen und dann nach China hinübertragen, wo sie in Shanghai ein japanischer Zerstörer übernehmen sollte und nach der japanischen Küstenstadt Modschi bringen würde. Dann müßte man die heilige Flamme zum Berge Takatschiho tragen, von wo aus Kaiser Dschimmu seinen Feldzug nach Ostjapan begann. Über das Heiligtum Ise sollte sie dann nach Tokio gebracht werden, wo sie im Tempel des Kaiser Meiji bis zum Beginn der XII. Olympischen Spiele genährt werden sollte.

Das „**Tor der Hölle**“ nannten Reisende der vergangenen Jahrhunderte die Insel Island. Was sie hier sahen und erleben mußten, offenbarten sie der Menschheit in oft grausig-phantastischen Schilderungen. Mit dem Gefühl des Schauerns und eines ungläubigen Kopfschüttelns zugleich, liest man heute die isländischen Reiseberichte des seligen Mönchs **Alberich**, der über Island u. a. die erschütternden Worte schrieb: „Nun stehe ich an der Pforte der Hölle und sehe, wie die armen Seelen in Gestalt von pechschwarzen Wolken unter fürchterlichen Wehrufen und Wehklagen von einer großen Schar Teufeln in das ungeheuerliche Flammenmeer des Vulkans Hekla hineingestoßen werden.“ Und noch im 18. Jahrhundert konnte der italienische Theologe Recupitus, vom religiösen Fanatismus erfüllt, über Island die Worte schreiben: „Der liebe Gott will es so haben, daß sich auf Island solch schreckliche Vulkane befinden, damit die Menschen der Erde stets die Qualen und Schrecknisse der Hölle vor sich sehen und gottesfürchtiger werden.“

Tatsächlich hat die große Insel im Nordatlantik von dem Zeitpunkt an, als man begann, ihre Geschichte zu schreiben, eine lange Reihe von argen Naturkatastrophen über sich ergehen lassen müssen. Im Jahre 1783 vernichtete ein gewaltiger Vulkanausbruch 40 Prozent der isländischen Bevölkerung. Mehrfach wurde im Laufe der Jahrhunderte ernsthaft erwogen, die allzeit von dämonischen Naturkräften bedrohte isländische Bevölkerung nach anderen Erdteilen umzusiedeln. Aber diese gutgemeinte Absicht scheiterte stets an dem heroischen Trotz der isländischen Bauern, die sich mit ihrer unglückseligen Scholle auf Gedeih und Verderb verbunden fühlten. Diese Schollenbesessenheit müssen die Enkel der kühnen Wikinger bis an den heutigen Tag bitter genug bezahlen.

Der Prager Dom ein deutsches Werk. Die Auffindung von Originalplänen zum Prager Dom stellt einen beachtenswerten Beitrag zu der Baugeschichte der deutschen Spätgotik dar. Bisher waren nur die wenigen Risse dieses so bedeutungsvollen Denkmals der deutschen Baukunst bekannt, die zum Planschatz der Wiener Dombauhütte gehören. Die Wiederentdeckung ursprünglicher Entwürfe erinnert durch das sonderbare Spiel des Zufalls an die Auffindung der Pläne zum Kölner Dom vor mehr als hundert Jahren. Als vor einiger Zeit der Direktor des Stuttgarter Stadtarchivs, Karl Stenzel, die Einbände einiger aus dem 16. Jahrhundert stammender Rechnungsbücher der Stadt Stuttgart auflöste, ergab es sich, daß hierzu eine Reihe zerschnittener spätgotischer Pergamentpläne verwendet worden waren.

Es gelang Dr. Otto Kletzl, Marburg, dieses Material zu deuten und einwandfrei als Entwürfe der bekannten aus Schwäbisch-Gemünd stammenden Architektenfamilie der Parler zum Prager Dom zu identifizieren. Von dem Luxemburger Kaiser Karl IV. waren Peter Parler und seine Söhne mit der Fortsetzung und Vollendung dieses Bauwerks beauftragt worden, das die Krone des Burgberges und der alten Stadt Prag, damals Mittelpunkt und Hauptstadt des Reiches, bilden sollte. So entstanden in ihrer Werkstatt die Entwürfe zu einem der großartigsten Dome des Mittelalters. Aber nur Teile des umfangreichen Planes sind verwirklicht worden; die Hussitenkriege, die um 1420 über Böhmen hereinbrachen, verhinderten den Weiterbau und die Vollendung. Erst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts wurden Langhaus und Westfassade endgültig fertiggestellt, und zwar, da die alten Pläne nicht bekannt waren, in einer Neugotik, die nichts anderes als eine seehllose Kopie der Formenwelt des alten Domteils ist.

Die Wiederauffindung der Originalentwürfe gibt wertvolle Aufschlüsse selbst über jene Teile des Domes, welche von den Werkmeistern der Gotik nicht mehr ausgeführt werden konnten.

Da durch den Fund ein neuer Beleg für die Herkunft der deutschen Dombau-

meister in Prag und für ihre enge Verbindung mit ihrer schwäbischen Heimat gegeben wurde, fühlt sich ein gewisser Teil der tschechischen Presse unangenehm berührt und sucht von vornherein die hier skizzierten Ergebnisse anzuzweifeln. Dr. Kletzl, der selbst Sudetendeutscher ist und sich besonders um die Erforschung der Zusammenhänge zwischen der böhmischen Kunst und Deutschland verdient gemacht hat, ist deswegen schon wiederholt den Angriffen der tschechischen Presse ausgesetzt gewesen.

Konzert auf einer ausgegrabenen Orgel. Im Archäologischen Institut der Budapester Universität fand dieser Tage ein eigenartiges Konzert statt. Der Direktor des Museums von Aquincum, Dr. Ludwig Nagy, spielte auf einer 1700 Jahre alten Orgel. Das Instrument ist vor einiger Zeit in Aquincum ausgegraben worden. Eine bleierne Tafel, die neben dem Instrument lag, besagt, daß die Orgel im Jahre 228 nach Christi Geburt verfertigt und von dem Kommandanten der Feuerwehr von Aquincum, Gujus Julius Viatorinus, der Feuerwehr zum Geschenk gemacht worden war. Ein Orgelbauer ersetzte die fehlenden Bestandteile, die durch einen Brand vernichtet worden waren, und machte das Instrument gebrauchsfertig.

Forschungsreise nach Tibet

Vortrag im Verband für den Fernen Osten

Der Verband für den Fernen Osten e. V. hatte vor kurzem im Saal der Kameradschaft vom 30. Januar 1933 zu einem Vortragsabend eingeladen, an dem der Tibet-Forscher Ernst Schäfer über die Ergebnisse einer Forschungsreise nach Hochtibet sprach. Schäfer, ein junger Zoologe, der weit über sein Fachgebiet hinaus auch allen anderen Wissenschaften aufgeschlossen ist, die es mit Land und Leuten eines fremden Erdteils zu tun haben, war zwei Jahre, von 1934 bis 1936, im Hochland von Tibet. Die Expedition war mit ausländischem Geld finanziert, aber letzten Endes ein deutscher Erfolg, da sie Schäfer schließlich allein durchgeführt hat.

In seinem durch aufschlußreiche Lichtbilder illustrierten Vortrag konnte Schä-

fer im einzelnen zeigen, was alles an neuen Entdeckungen, an sachlichem Erfolg die Expedition eingebracht hat. Doch darauf soll es nicht ankommen; wesentlich erscheint hier, daß ein junger Forscher einfach hinauszieht, auf Jahre alle Zivilisation hinter sich läßt, das Risiko der Erfolglosigkeit, der Gefahr, zu Hause den Anschluß zu verlieren, auf sich nimmt — daß er es einfach wagt. Der Erfolg gab ihm recht, und er, der im Geiste Sven Hedins hinauszog, möge als Vorbild wirken zum Ruhme deutschen Unternehmungsgeistes.

Die Brücke über die San-Francisco-Bai. Präsident Roosevelt eröffnete vor kurzem den Verkehr auf der neuen Brücke zwischen *S a n F r a n c i s c o* und *O a k l a n d*, indem er im Weißen Haus in Washington die neuartige Brückenbeleuchtungsanlage durch Drücken eines Knopfes einschaltete. Die Eröffnungsfeierlichkeiten dauerten drei Tage. — Nachdem erst kürzlich die 22 Kilometer lange Triborough-Brücke, die drei New-Yorker Stadtteile miteinander verbindet, eröffnet werden konnte, wurde durch die jetzige Brückeneinweihung ein weiteres Riesensauwerk dem Verkehr übergeben. Die San-Francisco-Bai-Brücke hat eine Gesamtlänge von über 17,5 Kilometern. Die Brückenanlage besteht aus mehreren Viadukten, einer Hängebrücke, die von San Francisco bis zu der in der Bai liegenden Insel führt, und einer Auslegerbrücke, die schließlich die Insel mit Oakland verbindet. Die Anlage weist 51 Pfeiler auf. Bei dem Bau wurden 152 Tonnen Stahl verwendet. Die Baukosten betragen 77 Millionen Dollars, die Bauzeit drei Jahre. Die neue Beleuchtungsanlage macht das Einschalten von Autoscheinwerfern unnötig. Unweit der soeben eröffneten Brücke ist eine weitere Brücke von ähnlichen Ausmaßen im Bau.

Emden-Woche am Bosphorus. Die deutsche „Emden“ besuchte vor kurzem den Bosphorus. Überall, wohin die Mannschaften des deutschen Kriegsschiffes kamen, wurden sie aufs herzlichste begrüßt. Am eindruckvollsten war die deutsch-türkische Heldengedenkfeier in Tarabya. In der stillen Kapelle im Botschaftspark am

Bosphorus waren die 52 Särge mit den sterblichen Überresten der bei der Verteidigung der Dardanellen auf türkischem Boden im Weltkrieg gefallenen deutschen Soldaten aufgestellt. Jeder Sarg war mit der Hakenkreuzflagge bedeckt. Die ganze deutsche Kolonie Istanbuls war vereinigt, die „Emden“-Besatzung, eine türkische Ehrenkompanie und viele türkische Offiziere in Tarabya, wohin die Särge überführt worden waren, um der Bestattung auf dem schönen Ehrenfriedhof beizuwohnen. Auf dem Hügel, der den Blick über die Ufer des Bosphorus bis an das Schwarze Meer schweifen läßt, standen zwischen den Kreuzen die drei Geistlichen, Pfarrer Kriebel, der Marineprediger und der katholische Pater, um die neuen Ruhestätten zu weihen, die die Dardanellenkämpfer nun an der Seite ihrer deutschen Kameraden gefunden haben. Der Botschafter v. Keller gedachte in warmen Worten der Helden des Weltkrieges, die für das Ziel kämpften, das im Dritten Reich verwirklicht worden ist.

Für 10 Kinder eine Schule. In der sudetendeutschen Gemeinde Nieder-Adersbach ist trotz der überwiegend deutschen Bevölkerung eine tschechische Schule eingerichtet und ihrer Bestimmung übergeben worden. Die neue Schule wurde für zehn Kinder errichtet, von denen nur ein einziges aus einer rein tschechischen Familie stammt, während alle anderen Kinder sudetendeutscher Familien sind, die aus irgendeinem Grunde ihre Kinder der tschechischen Schule zuführen müssen, wenn nicht Not und Elend in der sudetendeutschen Gemeinde noch größer werden sollen.

Steigende Arbeitslosigkeit bei den Sudetendeutschen. Laut Ausweis der Karlsbader Bezirks - Arbeitsvermittlungsstelle waren mit Ende September im Bezirk Karlsbad 12 908 Personen arbeitslos gemeldet. Gegenüber dem Vorjahr hat sich die Arbeitslosenziffer zu Ende September um mehr als tausend Personen erhöht, da damals nur 11 901 Arbeitslose gezählt wurden. Diese Zahlen beweisen, daß von einer wirtschaftlichen Besserung in dem vorwiegend deutschen Nordwestböhmen

noch nichts zu spüren ist. Auf der anderen Seite aber nimmt die Teuerung empfindlich zu.

Die Not der sudetendeutschen Musikakademie in Prag. Der dringende Aufruf, den der Präsident des Kuratoriums der Deutschen Musikakademie in Prag kürzlich an die Öffentlichkeit richtete, ist ohne Erfolg geblieben. Durchgreifende Hilfe, die zur Aufrechterhaltung der Akademie erforderlich wäre, hat der tschechische Staat bis heute nicht geleistet. Der Verein „Deutsche Akademie für Musik und darstellende Kunst“ hat nunmehr ein Rundschreiben an die Presse versandt, in dem geschildert wird, daß sich die Akademie in bitterster Not befindet. Seit langem schon sei es nicht mehr möglich, den Lehrkräften ihre Bezüge pünktlich auszahlen. Die Raumverhältnisse der Anstalt seien überaus beschränkt. Unter diesen Umständen könne die Musikakademie ihre kulturelle Aufgabe nicht mehr in der Weise erfüllen, wie es die Pflicht den sudetendeutschen Studierenden und dem Staat gegenüber erfordere. Die Hoffnung auf Einsicht der Regierung nach der wiederholten Versicherung des Staatspräsidenten Dr. Benesch, die kulturellen Bedürfnisse der Sudetendeutschen zu achten, müsse sich sehr bald erfüllen, wenn die Deutsche Akademie nicht gezwungen sein solle, Konkurs anzumelden.

„Deutschland und der Südost-Raum“

Unter der Leitung des Dekans der Philosophischen Fakultät an der Universität Leipzig, Prof. Dr. Münster, wurde im September und Anfang Oktober ein vier Wochen dauernder Ferienkursus „Deutschland und der Südost-Raum“ veranstaltet. Ein reichhaltiges Programm, eine ausgedehnte Vortragsreihe über alle Wissensgebiete, Besichtigungen wichtiger Kulturinstitute, Fahrten zu Kultur- und Forschungsstätten begünstigten einen lebhaften, erfolgreichen Gedankenaustausch zwischen den Leipziger Gelehrten und Wissenschaftlern aus Südosteuropa.

Gleichzeitig fand am 30. September in Anwesenheit zahlreicher Vertreter aller

Behörden und Parteigliederungen wie auch südosteuropäischer Handelskammern die Eröffnung des neugegründeten Südosteuropa-Instituts statt. Es rundet die Forschungsarbeit an der Leipziger Universität ab, an der bereits je ein rumänisches, bulgarisches und albanisches Seminar bestehen. Die Gründung des Instituts stellt, wie ORR. Studentkowski als Vertreter der Landesregierung ausführte, einen bedeutsamen Abschnitt in der Geschichte der Universität Leipzig dar und soll ihr einen neuen organischen Zug verleihen. Prof. Dr. Münster entwickelte als Präsident des Instituts in eingehender Weise den Arbeitsplan, an dem vier Sachgruppen und acht Länderabteilungen und eine Abteilung für das Deutschtum im Südosten eingerichtet sind. Die Arbeit erfolgt nach einem festumrissenen, einheitlichen Plan.

Vogelgesang. Nachdem der Altmeister der deutschen Vogelkunde, Dr. Oskar Heinroth, vor etwa Jahresfrist das erste tönende Vogelbestimmungsbuch herausgegeben hatte, liegt jetzt bereits der zweite Band dieses einzigartigen Werkes vor. Auf einer Vortragsveranstaltung der Deutschen Ornithologischen Gesellschaft erhielt man einen Einblick in das neue Werk. Während das erste Buch 25 Vertreter der heimischen Vogelwelt in Bild, Wort und Ton behandelte, sind es diesmal 19. Da unter den in Deutschland brütenden, etwa 200 Vogelarten, 77 auf die Singvögel entfallen, ist jetzt also schon mehr als die Hälfte der kleinen Sänger von dem tönenden Lehrbuch erfaßt. Die Stimmen der Vögel sind auf drei Schallplatten festgehalten, die dem neben der textlichen Beschreibung mit reichlichem Bildmaterial ausgestatteten Werk (Hugo Bermühler Verlag, Berlin-Lichterfelde) beigelegt sind. In seinem Geleitwort zum ersten Band nennt der große Naturfreund, Ministerpräsident Göring, das Vogelbestimmungsbuch „eine wunderbare Naturkunde“, die „als unentbehrliches Hilfsmittel die Liebe zu unseren gefiederten Sängern und das Verständnis für die Natur überhaupt wecken und erhalten wird“.

Zeitschriftenlese

Ein Urgeschichtsatlas von Asien.

Die Zeitschrift „Die Welt als Geschichte“ enthält einen unveröffentlichten Privatdruck eines Vortrages von Oswald Spengler, der unter dem Titel „Plan eines neuen Atlas antiquus“ am 2. Oktober 1924 auf dem Orientalistentag zu München gehalten wurde. Wir entnehmen den „Zwei universal-historischen Entwürfen“ einen Hinweis, wie die primitive Kultur des ältesten Asien darzulegen sei:

„Im ersten Kapitel würde die primitive Kultur des ältesten Asien darzulegen sein. Die Begriffe Altertum, Mittelalter und Neuzeit verschwinden dabei völlig am westlichen Horizont. In diesem Zeitalter beginnen sich langsam einige große Kulturkreise abzuklären.

1. Der unordentliche Strich von Skandinavien bis Korea, der seelisch in den indogermanischen und altaischen Fragen längst hervorgetreten ist und dessen innere Einheit sich wohl als größer herausstellen wird, als man heute noch glaubt. Sobald man über den Sprachenwechsel, die Veränderungen der Rasse und die geographische Verschiebung der Völkernamen hinaus zu inneren Kulturformen vordringt, ergibt sich aus den Bodenfinden, Gräbern, Ornamenten und Sitten eine dauernde und ausgeprägte Einheit.

2. Der Südostkreis: Vom mittleren China und Birma sich bis nach Polynesien erstreckend und ebenso entschieden an das Meer gebunden wie die erste an das Binnenland. Hier tauchen die Fragen vorgeschichtlicher Seewege nach Ostafrika (Madagaskar, über Südarabien) und Amerika (Peru, Guanacaste) auf, welche mit den Meeresströmungen und Passatwinden zusammenhängen. Hier nähern wir uns auch dem Augenblick, wo die indische Forschung, die sich bis jetzt auf Philologie und Literaturanalyse beschränkte, deren Ergebnis mit den Schichten der Bodenfunde aus Stein- und Bronzezeit vergleichen kann und muß. Erst damit würde die indische Geschichte des zweiten vorchristlichen Jahrtausends auf eine feste und wahrscheinlich ganz neue Grundlage gestellt werden.

3. Der Westkreis, der die Gebiete vom Nil bis zum Indus umfaßt und, wie es scheint, im vierten Jahrtausend eine große Einheit zeigt, welche auf eine gemeinsame südliche Herkunft der ägyptischen und babylonischen Kultur Licht zu werfen beginnt.

In allen drei Kreisen würden die uralten ewigen Verkehrsbahnen zu untersuchen sein, teils längs der Küsten (Ursprung der Schifffahrt), teils durch die großen Lichtungen der binnenländischen Waldmassen und Gebirge (Entstehung des Wagens).“

Die Bremer Zeitschrift „Der Schlüssel“ enthält einen Aufsatz des Kolonial- und Wirtschaftsgeographen am „Deutschen Kolonial- und Übersee-Museum“, Dr. Herbert Abel, über die **Wandlungen der Kolonie „Lüderitzland“**. In dem folgenden Abschnitt wird die Entwicklung des Erze- und Diamantenabbaus unter der Mandatsverwaltung beleuchtet.

„Mit dem Übergange des Landes in die Mandatsverwaltung kam die Diamantenerzeugung restlos, der übrige Abbau der Bodenschätze zu einem bedeutenden Teil in fremde Hände. Als seit 1929 mit der Weltwirtschaftskrise die bergbauliche Förderung auf der Erde in beängstigender Weise fiel, wurde auch der Südwest Bergbau in Mitleidenschaft gezogen, und zwar in besonders starkem Maße, was durch die enge Verflechtung mit der Südafrikanischen Union bedingt war. Die Consolidated Diamond Mining Company als Besitzer der Felder bei Lüderitzbucht stellte die Förderung zugunsten ihrer Minen bei Kimberley fast restlos ein. In einem Jahre fiel bei Lüderitzbucht die Zahl der eingeborenen Arbeiter von 4000 auf 900, eine Tatsache, die im übrigen auch für die in den letzten Jahren schon durch mehrere Dürren stark in Mitleidenschaft gezogenen Farmer katastrophale Folgen gehabt hat. Erst 1935 verzeichnet die Ausfuhrliste des Mandats wieder Diamanten. Im Jahre 1932 wurde dann der Kupferbergbau eingestellt, die Pumpen wurden stillgelegt, so daß die Schächte ersaufen mußten. Wenn heute die Aus-

fuhrkurve für Erze und Metalle ganz langsam wieder ansteigt, so ist das hauptsächlich durch die für die Stahlhärtung benötigten Vanadiumerze bedingt, deren Preis sich auf dem Weltmarkt gut gehalten hat. Ob die Erzausfuhr unter der Mandats Herrschaft bei der Verflechtung mit fremdem Kapital und fremden Absatzgebieten überhaupt die alte Höhe erreichen kann, erscheint sehr fraglich."

Das Problem: Völkerbundsreform. In der „Europäischen Revue“ hat Sir John Fisher Williams, englischer Völkerrechtsgelehrter und Mitglied des Haager Schiedshofs, in klarer und einleuchtender Weise den Standpunkt des „einfachen Engländers“ zur europäischen Verständigung und Völkerbundsreform dargelegt. An diesen Ausführungen, die nach Ansicht des Verfassers von der Mehrheit des englischen Volkes geteilt werden, ist der gesunde Realismus bemerkenswert, mit dem sie sich den Möglichkeiten einer besseren europäischen Ordnung zuwenden.

Dies ist vor allem in der Frage der Völkerbundsreform der Fall. Williams wendet sich gegen die Koalitionen, die durch kriegsähnliches Vorgehen den Frieden schützen wollen. In jedem Versuch, Europa eine einseitige Ordnung aufzuzwingen, sieht der Verfasser eine Gefahr, so vor allem in der Übertragung innerpolitischer Gegensätze auf die außenpolitischen Gruppierungen. Eine solche Gefahr lag in der Vorstellung, die Zugehörigkeit zum Völkerbund mit der Form angelsächsischer Demokratie zu verbinden. In abgewandelter Form sieht Sir John diese Gefahr heute wieder aufleben. Er rät Deutschland, in den Völkerbund zurückzukehren, denn so könne es am besten verhindern, daß in Genf ein anti-deutscher Kurs eingeschlagen wird. Daß Deutschland aber nur in einen reformierten Völkerbund zurückkehren könnte, ist dem Engländer selbstverständlich. Für die Reform empfiehlt er eine klare Linie: England sei nicht der Meinung, daß der Völkerbund ausschließlich an Artikel 16 hänge. Der Sanktionsmechanismus müsse mit der Revisionsfrage zusammen gesehen werden. Nur wenn mit Hilfe praktischer

Methoden der Revision eine gerechte Friedensordnung hergestellt wird, könne erwartet werden, daß Sanktionen für die Erhaltung dieses Zustandes wirksam sind.

„Anglo German Review“ ist der Titel einer Monatszeitschrift, deren erstes Heft soeben in London erschienen ist. Die „Anglo German Fellow-Ship“ gibt diese Zeitschrift mit der Absicht heraus, ihren Bemühungen um eine immer stärkere Annäherung zwischen dem deutschen und dem englischen Volke eine breitere Plattform zu geben. „Unabhängig und unpolitisch“, wie die „Anglo German Review“ selbst erklärt, wird die neue Zeitschrift alle Lebensgebiete der beiden Nationen behandeln und alle diejenigen zu Worte kommen lassen, die schon bisher an der deutsch-englischen Verständigung an führender Stelle mitgearbeitet haben. Als ständige Mitarbeiter werden genannt Lord Reddale, der als ein „starker, schweigsamer, aber nicht zu schweigsamer Mann“ charakterisiert wird. Herr v. Tschammer und Osten wird im Mitarbeiterverzeichnis als „oberster Organisator des deutschen Sports und aufrichtiger Freund Englands“ bezeichnet, dessen Arbeit der deutsche Erfolg bei den Olympischen Spielen ein glänzendes Zeugnis ausgestellt habe. Die vorliegende Nummer wird eingeleitet von einem dem Botschafter v. Ribbentrop gewidmeten Aufsatz und einem Begrüßungswort von Lloyd George.

Bedrohliche Lage der einzigen österreichischen Auslandsschule

Nach Mitteilungen der Monatsschrift „Die Österreichische Schule“ (Juli-Heft 1936) befindet sich das seit etwa 50 Jahren bestehende Konstantinopler St. Georgskolleg — die einzige österreichische Auslandsschule, die selbst in ihrem Mutterlande wenig bekannt ist — in drückender Notlage. Ihr Dasein verrät uns ein Metallschild „Avustarya Lisesi“ (Österreichische Kolleg), das sich an einem Hause einer abgelegenen Gasse in Istanbul, der einstigen türkischen Hauptstadt, und zwar in der vor allem von Europäern bewohnten Vorstadt Galata

befindet. Die Träger des St. Georgskollegs sind Lazaristen, Missionspriester vom heiligen Vinzenz von Paul, die mit der St. Georgskirche eine Volks- und eine Realschule für Knaben nach österreichischem Lehrplan, eine vierjährige Handelsschule und daneben, von Barmherzigen Schwestern (Vinzentinerinnen) betreut, ein Spital und ein Lyzeum (Volksschule und Lyzealklassen für größere Mädchen) ins Leben gerufen haben und noch heute leiten.

Diese österreichische Schule und sonstigen Anstalten, die in deutscher Sprache geführt werden, sind eine Zufluchtsstätte von Österreichern und vielen Deutschen, doch befinden sich in den Klosterschulen auch Schüler anderer Nationen und Rassen, Türken, Armenier, Griechen und Levantiner Juden (!), ein Umstand, der infolge der verschiedenen Begabungen und Eigenarten des nach Nation und Rasse so verschiedenen Schülermaterials die Lehrerschaft vor außerordentlich schwierige Aufgaben stellt.

Die Missionsstation, die oft ihren Besitzer wechselte, blickt auf eine reichbewegte Vergangenheit zurück und läßt sich bis ins Mittelalter hinein verfolgen. Im Jahre 1882 wurde sie von Wiener Lazaristen für 7500 Pfund erworben, da sich die Notwendigkeit einer Seelsorge für die zahlreichen hier ansässigen Deutschen und Österreicher ergab.

Heute müssen die wenigen Missionspriester und -Schwestern hart um den Bestand ihrer Anstalten kämpfen. Seit dem Ende des Weltkrieges — bis dahin erhielten die Anstalten eine jährliche Unterstützung des österreichischen Unterrichtsministeriums — haben zahlreiche äußere Umstände dieser alten Unterrichtsstätte, die eine wichtige österreichische und gesamtdeutsche Sendung erfüllt, hart mitgespielt. Das türkische Trachtengesetz fordert von den Mitgliedern der Mission weltliche Kleidung, und die Schülerzahl der Anstalten ist ständig im Rückgang begriffen, da an den Volksschulen keine türkischen Schüler mehr aufgenommen werden dürfen und infolge weiteren Ausbaus der türkischen Schulen auch die Anmeldungen für die Realschule zurückgehen. Die Gesamtschüler-

zahl beträgt darum heute nur noch 450, ein Drittel des früheren Bestandes. Infolge der Wirtschaftskrise können die internen Schüler nur noch einen geringen Beitrag zahlen. Den geringeren Einnahmen stehen wesentlich höhere Ausgaben durch Steuern und andere Abgaben gegenüber. Da des weiteren in allen Klassen türkische Sprache und Geschichte gelehrt werden müssen, sahen sich die Anstalten gezwungen, für diese Zwecke zwölf türkische Lehrer anzustellen und zu bezahlen. Auch der Ausbau der Realschule mit acht Klassen infolge Angleichung an die österreichischen Anstalten hat zahlreiche Opfer gefordert.

Kein Wunder, daß die in ihrem Bestande gefährdeten Anstalten über die ungeheuren Lasten klagen. Ihre Absicht ist aber nach den Worten ihres Leiters, „den Posten zu halten, bis bessere Zeiten kommen“.

In der historisch-politischen Zeitschrift „**Gelbe Hefte**“ würdigt Dr. Claus Schrempf Mark Aurels Selbstgespräche in ihrer überzeitlichen Bedeutung. Wir entnehmen dem Aufsatz „**Kaiser und Philosoph**“ folgende Abschnitte:

Mit der Ermahnung, ein tüchtiges Leben durch ein tapferes Sterben in Gott zu vollenden, schließen die Denkwürdigkeiten des Kaisers Mark Aurel, des letzten und bedeutendsten unter den großen Stoikern, des letzten und bedeutendsten auch unter den vier großen Kaisern des zweiten Jahrhunderts nach Christi Geburt. Trajan, Hadrian, Antonin der Fromme und Mark Aurel haben als würdige Nachfolger des Cäsar Imperator das römische Reich zur Höhe seiner Machtentfaltung emporgeführt. Der Kaiser Marcus aber vereinigte in seiner Person die Herrschertugenden aller drei Vorgänger zu einer wahrhaft majestätischen Erscheinung. Er besaß die kriegerische Tatkraft eines Trajan ohne die ausschweifenden und zum Zusammenbruch führenden Eroberungspläne dieses Militärkaisers, er besaß die Organisationsgabe eines Hadrian ohne die ruhelos umherwandernde Vielregiererei dieses Zivilkaisers, er besaß endlich die strenge, alt-römische Gesinnung eines Antonin ohne

dessen romantische Hinneigung zu des römischen Staates grauer Vorzeit.

Er sah in sich den Herrscher, den vom Schicksal in die Verantwortung gestellten Menschen, auf den vertraud oder verzweifelnd die Blicke der Millionen gerichtet waren. Früh hatte er mit seinen privaten Hoffnungen und Wünschen abgeschlossen. Unerbittlich ruft er sich selbst zur Pflicht: ‚Treib dich nicht länger unsteht umher! Denn du kommst ja doch nicht mehr dazu, deine eigenen Denkwürdigkeiten oder die alten Geschichten der Römer und Griechen oder die Auszüge aus anderen Schriftstellern nachzulesen, welche du für dein Alter zurückgelegt hast. Strebe also zum Ziele, gib leere Hoffnungen auf und komm, so lange du es noch kannst, dir selber zu Hilfe, wenn du dich selbst einigermaßen lieb hast.‘

„Hochschule und Ausland“, die verdienstvolle Zeitschrift für deutsche Kultur und zwischen-völkisch geistige Zusammenarbeit, herausgegeben von Wilhelm Burmeister und Dr. Herbert Skurla, bringt in ihrer November-Nummer eine eingehende Darstellung des **China von heute**. Tang Leang Li bringt in einer ausführlichen und sehr instruktiven Darstellung zur 25. Wiederkehr des Gründungstages der chinesischen Republik einen Aufsatz über die „**Grundsätze der nationalen Revolution in China**“, dem wir folgendes entnehmen:

„Dr. Sun bestand darauf, daß vor allem erst einmal das chinesische Volk einig werden müsse, um es zu einem Verständnis der kritischen Lage seines Vaterlandes in der internationalen Politik zu bringen. ‚Wer die Welt zu befreien wünscht, muß erst seinen eigenen Staat regieren können.‘ Als Dr. Sun anfang, sein Evangelium in das chinesische Volk zu tragen, drohte von Japan, den Vereinigten Staaten, Großbritannien und Frankreich militärische Gefahr. China überlebte diese Gefahr als selbständiger Staat — nicht wegen seiner eigenen Stärke —, sondern weil die Fremden durch ihre Eifersüchteleien ganz mit sich selbst beschäftigt waren. Daneben bestand die Gefahr der wirtschaftlichen Durchdringung. Das Be-

völkerungsproblem machte große Schwierigkeiten. Auf diese bedrohlichen und brennenden Fragen lenkte Dr. Sun immer wieder die allgemeine Aufmerksamkeit. Die Konsolidierung des chinesischen Volkes zu einer organisch starken Nation konnte, wie er sich ausdrückte, am besten dadurch erreicht werden, daß der Staat auf der bestehenden Familien- und Sippenorganisation aufgebaut würde. In den Beziehungen der Bürger zum Staate müßte zuerst die Loyalität zur Familie, dann zur Sippe und als höchste Endstufe die Loyalität zum Staate stehen. Solch ein System, das sich Schritt für Schritt entwickeln könnte, würde die Beziehungen zwischen den kleineren und größeren sozialen Gruppen dann wirklich organisch gestalten. Bei der Reorganisation des Sippensystems sei es notwendig, daß der jetzt herrschende Sippengeist umgewandelt würde. Die Sippen dürften nicht mehr länger Werkzeuge der sozialen Schichtung und Streitigkeit sein, wie sie es in der Praxis nur allzuoft waren, sondern sie müßten zielbewußte Elemente für die Schaffung eines einheitlichen Nationalgefühls werden.

Zwei Dinge sind also für die Errettung der chinesischen Nation von ganz besonderer Bedeutung: Die Erkenntnis, wie gefährdet die Lage der Nation ist, und die Verschmelzung des tiefen Zusammengehörigkeitsgefühls in Sippe und Familie zu einem mächtvollen Nationalgefühl. In seinem starken Wunsche, die Stellung Chinas unter den Nationen wieder herzustellen, forderte Dr. Sun, daß die alten chinesischen Tugenden der Treue, Elternliebe, Güte, aufrechte Gesinnung, Rechtlichkeit und Friedensliebe das Sittengesetz des modernen China werden sollten. „Ein Staat, der sich nur auf die Bajonette seiner Armeen stützen kann, muß früher oder später vergehen. Es ist ein hoher Grad an Sittlichkeit erforderlich, wenn der Staat in Wohlhabenheit und Frieden bestehen soll. Nur ihre sittliche Größe befähigt die Chinesen, trotz des Zerfalles der Regierung, nicht nur als Rasse zu überleben, sondern auch noch fremde Rassen zu assimilieren.“

Büchertafel

„Völker und Kontinente, Leben rund um den Erdball“ von Dr. Ivar Lißner. Hanseatische Verlagsanstalt, Hamburg, 1936. Preis in Leinen 5,80 M. 297 Seiten.

Unter der Menge ähnlich gearteter Weltreise-Berichte, die zur Zeit im Schrifttum der Welt große Mode sind, ist dieses Buch dazu berufen, einen Sonderplatz einzunehmen.

Man kommt um den sich aufrägenden Vergleich mit Colin Roß nicht herum, der die gleichen, höchst aktuellen Probleme der spannungsgeladenen, rings um den pazifischen Ozean gelagerten Krafträume behandelt! Aber so, wie diese in jahrzehntelanger Reiseroutine gesammelten und immer wieder klug überprüften Folgerungen, die der bekannte politische Berichterstatter aus den jeweiligen Gährungsprozessen auf Grund seiner reichen Erfahrungen zieht, überzeugen, so zwingen die intuitiven Erkenntnisse des jungen Deutschschweden Lißner, der mit so hellem, die Dinge durchdringendem Blick das strömende Leben in den Kontinenten mit germanischem Einfühlungsvermögen und glühendem Willen zur gerechten Beurteilung durchforscht, den Leser schlechthin dazu, die von ihm gegebene Auffassung vom „Leben rund um den Erdball“ zunächst einfach gläubig hinzunehmen, so fremd und neuartig seine Betrachtungsweise in mancher Hinsicht auch anmutet.

Neuartig und einleuchtend ist vor allem seine Auffassung vom nordamerikanischen Kontinent, dessen riesige Weite und innere Vielgliederung Lißner uns besonders anschaulich macht. Wf.

Der deutsche Osten. Seine Geschichte, sein Wesen und seine Aufgaben. Propyläen-Verlag, Berlin. Hrsg. v. Karl C. Thalheim, Prof. a. d. Handelshochschule Leipzig, u. Arnold Hillen Ziegfeld. 602 S., 232 Abbildgn., 71 Karten u. Bildtafeln. Brosch. 22,— M. Leinen 26,— M.

Das durch die weltgeschichtliche Leistung Adolf Hitlers wiedererweckte völkische Bewußtsein, das auch die Wiederentdeckung von der Bedeutung des Auslandsdeutschtums zeitigte, hat dem Deutschtum überhaupt wieder das Bewußtsein seiner östlichen Sendung gebracht.

Die im vorliegenden Werke angestellten Untersuchungen erbringen in Form von meisterhaften Einzeldarstellungen den Nachweis des historischen Leitgedankens, daß alle Län-

der des deutschen Ostens zwischen Ostsee und Schwarzem Meer in ihrer Geschichte das gemeinsame Geschick gehabt haben: als ursprüngliche Siedlungsgebiete frühen Germanentums nach dem nach Westen und Südwesten gerichteten Abströmen dieser Volksstämme einige Jahrhunderte lang Wohngebiete fremder Völkerschaften gewesen zu sein, so daß sie erst vom 10.—12. Jahrhundert an wieder in einer ebenfalls mehrere Jahrhunderte dauernden Kolonisationsbewegung dem deutschen Volke wiedergewonnen werden mußten.

Die wohldurchdachte Anlage der gewaltigen Arbeit gliedert die Fülle des Stoffes in übersichtlicher und zweckvollster Weise in acht große Abschnitte, die jeweils aus einzelnen Arbeiten zusammengesetzt sind, die erste Sachkenner über die betreffenden Gebiete geliefert haben.

Das trotz der Vielheit der Mitarbeiter in sich so geschlossene, einzigartige und im deutschen Schrifttum allgemeine Aufmerksamkeit verdienende Werk ist hervorragend geeignet, in unserem ganzen Volke das Gewissen für die brennende Ostfrage wachzurütteln. Wf.

Edgar Lajtha: „Japan — gestern, heute und morgen“. Erlebnisse einer Reise. Rowohlt Verlag, Berlin. 1936. 235 S. Preis gebd. 5,80 M.

In knapper Sprache läßt der junge Ungar das fiebernd vorwärtseilende Japan vor uns erstehen. Feudalherren, Samurais, Arbeiter und Wissenschaftler, Mogas, Oirans, Geishas, Hausfrauen, Schauspielerinnen, sie alle leben auf dieser klimatisch und geologisch ständig beunruhigten Erde ihr eigen-japanisches Leben. Ohne langweilige Erklärungen und Monologe zeigt der Verfasser Japans Wirtschaftslage auf. Die bekannte Bodennot, die es zwingt, sich auf dem Festlande — möglichst in den südlichen Klimaten — anzusiedeln, der Mangel an Rohstoffen und Absatzgebieten fertiger Waren. — Lajtha verschleiert nichts, aber übertreibt auch nicht. Er sieht die Sorgen und aufsteigende Macht dieses energiegeladenen, bienenfließigen Volkes mit den sezierenden Augen eines alten, die Tatsachen getreu wiedergebenden Reiseberichterstatters.

Hs.

Weiß-Sonnenburg, Hedwig. Der kleine und der große Reiter. Roman. Berlin, Paul Neff Verlag, 1936. 288 S. 80

Ein menschlich warmes und reifes Buch, dessen Wert weniger in der eigentlich roman-

haften Handlung, als in der ruhigen, sachlichen Anschaulichkeit besteht, mit der die Verfasserin uns hier Land und Leute von Paraguay, die sie persönlich gut kennt, in ihrer Besonderheit zu schildern weiß. Es ist ein Siedlerroman, wir lernen vielfache Schicksale von deutschen Siedlern auf dieser fernen Erde kennen, an denen wir durch die Art, in der sie uns nahe gebracht werden, größten Anteil nehmen.

Gertrud Richert.

Das gelbe Weltreich von Joachim Barckhausen, erschienen bei der Buch- und Tiefdruck-G.m.b.H., Abteilg. Buchverlag, Berlin SW 19. 292 S. Ganzln. Preis 4,50 M.

„Lebensgeschichte einer Macht“ nennt es sich im Untertitel. Aber es ist im Wesentlichen die Geschichte Dschingis-Khans, der die seiner Söhne und Enkel nur in der Form eines Epilogs angefügt wird, die in unerhört packender Weise und durch das Tempo der mongolischen Reiterhorden bestimmt, an uns vorbeibraust und damit einen Zeitabschnitt vor uns wieder erstehen läßt, über dessen Größe und weltgeschichtliche Bedeutung wir bisher kaum nachgedacht haben. Im Hinblick auf das überall sich andeutende Erwachen Asiens, wovon schon Napoleon warnte, ist diese lebendige Schilderung von der mongolischen Großmacht, die durch ihre Reiterscharen einst fast die gesamte Welt beherrschte, besonders aufschlußreich. Jedem, der sein Wissen um die Vorgeschichte der Menschheit im sogenannten frühen Mittelalter erweitern und vertiefen will, sei dieses Buch dringend empfohlen. — Eine Karte, die Asien um das Jahr 1200 zeigt, ist beigelegt. Die Ausstattung ist ansprechend und von bildhafter Zweckmäßigkeit.

Zwei andere Bücher legt der Paul List Verlag, Leipzig, vor, und zwar beide von dem gleichen Verfasser, dem Orientkenner Dagobert von Mikusch-Buschberg, der als deutscher Generalstabsoffizier in der Türkei sich mit beachtenswerter Eindringlichkeit nicht nur in die Probleme der Zeitgeschichte des von Ankara aus bestimmten neuen Reiches, sondern auch in die Gründung und erste Entwicklungsgeschichte des Islams vertieft hat und es mit Meisterschaft versteht, soldatisch klar und in geschliffenem Stil, zuweilen sogar mit Humor vermischt, sein Wissen wiederzugeben. In „Muhammad“ (212 Seiten, Preis in Leinen 5,50 M.) wird die menschliche Laufbahn des Propheten geschildert, den inmitten der unbeschwertten Ruhe eines sorglosen Bürgerdaseins die Berufung zum Führer seines Volkes überkam, die ihn mit wahrhaft fanatischer Besessenheit dazu befähigte, jedes Opfer auf sich zu nehmen, um

zunächst sein Volk aus der Verstrickung einer formveralteten Götzendienerei und der Gewohnheitsenge niederen Krämergeistes zu einer neuen Ethik und Daseinsform herauszureißen. Daß er sich aus innerem Drange mit diesem großen Ergebnis nicht bescheiden konnte, sondern sich zur Verbreitung seines Glaubens über die gesamte Welt berufen fühlte und dazu des Schwertes bedurfte anstatt der geistigen Kraft der Überzeugung, gab seiner Sendung die im Untertitel hervor gehobene tragische Note.

Trotz der zeitlichen Weite von 1300 Jahren wird die Person des Propheten unserem Verstehen und unserer menschlichen Sympathie greifbar nahe gebracht. Manche Unkenntnis und landläufige Irrtümer über den Islam werden gründlich beseitigt und einleuchtend klargestellt. Die Tatsache überhaupt, daß Muhammed niemals Stifter einer neuen Religion sein wollte, sondern nur der Kündler und Rückführer zu der gemeinsamen Urform des Juden- und Christenglaubens, die er als die eigentliche wahre Religion stets anerkannte, ohne das schmückende Beiwerk von Dogmatik, Heiligenkult und Priestertum; das Verbot aller Grausamkeiten gegen Mensch und Tier; schließlich seine eigene, sich stets gleichbleibende Bescheidenheit, die sich trotz aller Erfolge niemals zur Eitelkeit verführen ließ, all dies zeigt die Höhe einer so vollkommenen Ethik, daß wir davon aufs tiefste ergriffen werden und dem Verfasser des Buches Dank wissen.

Als dritter Großer in der Geschichte der Menschheit, der im Gegensatz zu den beiden erwähnten Führern vergangener Jahrhunderte noch heute die Geschicke seines Volkes leitet, das er mit starker Hand erst zu einer rassenmäßig bedingten Einheit zusammengeschmiedet hat, wird uns ebenfalls durch Dagobert von Mikusch-Buschberg neu vor Augen geführt: „Gasi Mustafa Kemal zwischen Europa und Asien“ (340 Seiten, Preis in Leinen 8,50 M.). Es handelt sich um eine, den jüngsten Ereignissen durch ein zusätzliches Kapitel angegliche, Neuauflage der bereits vor sieben Jahren erschienenen und seither in acht Sprachen übersetzten ersten authentischen Biographie des türkischen Reformators. Man kann nicht anders, als mit größtem Interesse und äußerster Spannung den unbeirrbarsten Weg des unerhört starken Kämpfers für den aufs äußerste bedrohten Bestand seines Volkes zu beobachten und muß seinen Erfolgen bedingungslose Achtung und Bewunderung zollen. Dazu zwingt uns schon unsere sprichwörtliche deutsche Objektivität. Empfindungsmäßig können wir nicht umhin, einer Persönlichkeit unsere Sympathie zu versagen, die sich in ihrer politischen Überzeu-

gung und Gesamtaufassung stets derart gegen Deutschland eingestellt hat, wie dies Mustafa Kemal tat, der das Bündnis der Türkei mit uns im Weltkrieg als einen politischen Fehler bekämpft und als nationales Unglück für die Türkei betrachtet hat und überdies ein persönlicher, erbitterter Gegner unseres aufrichtigen treuen Freundes Enver Pascha war. Wolff.

Skagerrak. „Die größte Seeschlacht in der Geschichte“ von Arno Dohm. Verlag E. Bertelsmann in Gütersloh. Umfang 324 Seiten, reich illustriert. Preis in Leinen 2,85 M.

Dies Buch ist keine trockene Schlachtbeschreibung, sondern stellt eine außerordentlich packende, dabei aber geschichtlich und seemännisch peinlich genaue Schilderung aller Ereignisse, Gedanken und Empfindungen dar, die diese große Seeschlacht bei Freund und Feind erzeugten. Der Verfasser läßt die Flotten- und Geschwaderführer ihre Pläne und Absichten entwickeln, und beschreibt die Kampftätigkeit der Besatzungen der Linienschiffe, Kreuzer und Torpedoboote an Geschütz und Torpedorohr, im Maschinen- und Kesselraum, beim Lecksicherungs- und Sanitätsdienst.

Ohne Stockung, in lebhaftester Spannung rollt die Schlachthandlung vor unseren Augen ab, fast plastisch stehen die einzelnen Bilder vor uns, in lebendiger Sprache wird auch das trockene Tatsachenmaterial behandelt, daß auch dem Laien die Handlungen sowohl wie der Sinn einer Seeschlacht und die Aufgaben einer Marine im allgemeinen klar verständlich werden.

Aus diesem Grunde ist dies außerordentlich preiswerte Buch auch für breite Leserkreise geeignet, zumal die 51 dokumentarischen Photos der Schlacht die Anschauung erleichtern. Seine Verbreitung ist erwünscht.

denn mehr wie je benötigt unser Volk ein tieferes Verständnis für die Notwendigkeit einer deutschen Seerüstung, vor allem zum Schutz unserer Ein- und Ausfuhr.

Paul H. Kuntze, Korvettenkapitän a.D.

Der Buchhändler Tordelen von Max Thieler. Verlag Koehler & Amelang, Leipzig. 228 S. Ganzleinen 4,20 M.

Dieses Buch ragt auf jeden Fall über den „Durchschnittsroman“ hinaus. Sein Verfasser zeichnet mit Liebe und Sorgfalt die Träger der Handlung: Menschen aus der Buchhändlerzunft, schildert anschaulich und mit Humor den Schauplatz: die deutsche Kleinstadt mit ihren Stärken und Schwächen — und stellt alles in den Dienst einer wertvollen Aufgabe: Der Erziehung zum guten Buch. Man muß diesem guten Berufsroman recht viele und recht verantwortungsbewußte Leser wünschen.

Fätkenheuer.

Eingegangene Bücher:

Im Verlage Philipp Reclam jun., Leipzig, erschienen:
Hans Friedrich Blunck: „Dammbruch“. Novellen. 1936. 77 Seiten. Preis geb. 1,—, kart. —,35 M.

Werner Beumelburg: „Der Frontsoldat.“ Erzählungen. 1936. 68 S. Preis geb. 1,—, kart. —,35 M.

Gunnar Gunnarsson: „Advent im Hochgebirge.“ Erzählung. 1936. 78 S. Preis geb. 1,—, kart. —,35 M.

Wilhelm Busch: „Die Kirmes und andere Bildergeschichten.“ 1936. 70 S. Preis geb. 1,—, kart. —,75 M.

Rolf Italiaander: „Erlebnisse beim Segelflug.“ 1936. 73 S. Preis geb. —,75, kart. —,35 M.

Snorri Sturluson: „Nordische Könige der Wikingerzeit.“ 1936. 76 Seiten. Preis geb. —,75, kart. —,35 M.

Otto von Bismark: „Im Kampf um das Reich.“ 1936. 79 S. Preis geb. —,75, kart. —,35 M.

Bernhard Reiß: „Runenkunde.“ 1936. 76 S. Preis geb. —,75, kart. —,35 M.

**Der Gesamtauflage unserer Zeitschrift liegt ein Prospekt der
Firma Dietrich Reimar Verlag bei, den wir zur besonderen
Beachtung unseren Lesern empfehlen.**

Hauptschriftleiter und verantwortlich für den Inhalt: Konrad Kutschera, Berlin C 2, Fernruf der Schriftleitung: J 6 Bleibtreu 15 48 / Für die Anzeigen: A. Chudzinski, Berlin W 35, Hanseatische Verlagsanstalt A.-G., Anzeigenverwaltung Berlin, W 35, Potsdamer Str. 111, Fernruf: B 2 Lützw 90 96 / Verlag: Gesellschaft für Länderkunde, Berlin NW 40, Lüneburger Str. 21 / Druck: Niemann & Sohn, Berlin N 20, Drontheimer Str. 27 / Manuskript- und Buchzusendungen an die Schriftleitung: Berlin C 2, Breite Str. 37 (Ibero-Amerikanisches Institut) erbeten / Alle Rechte für sämtliche Beiträge, einschließlich die der Übersetzung, vorbehalten / Bestellung bei jeder Buchhandlung, Postanstalt oder dem Verlage / D.-A. III. Vj. 1936: 7000 / Gültige Anzeigen-Preisliste Nr. 1.

Das „Haus der Länder“

am U-Bahnhof Klosterstraße

bietet infolge seiner zentralen Lage in der Innenstadt die günstigste Gelegenheit für

**Theaterspiel und
Filmvorführungen,
Vorträge und
kulturelle Veranstaltungen
jeder Art**

In erster Linie sollen dort die *Auslands-Vereinigungen* und Kolonien der Deutschland befreundeten fremden Völker mit ihren hiesigen Mitgliedern und ihren Freunden eine Heimstätte für ihre *nationalen Feiern und Feste* finden.

Das Haus verfügt über eine geräumige *Stilbühne* mit vielen Nebenräumen, eine vollständige *Tonfilmanlage* und gewährt, bei vorzüglicher Akustik, im Parkett- und Rang Raum für 850 Zuschauer.

Auskünfte erteilt die *Geschäftsstelle
Gesellschaft für Länderkunde
Berlin NW 40, Lüneburger Str. 21*

Ein neues Buch von
Hans Schomburgk:

Meine Freunde im Busch

Neueste Begegnungen und Erlebnisse des deutschen Afrikareisenden mit Menschen, Tieren und der südlichen Landschaft. Eine Autoreise durch den schwarzen Erdteil mit 12 ganzseitigen Bildern. 5,80 M.

Freiheitsverlag GmbH., Berlin SW

Ihre Anzeige
in dieser Größe
von $\frac{1}{8}$ Seite
kostet 25,— M.
je Einschaltung

Die erste biographische Gestaltung des Führers und Helden im großen Freiheitskampf der Griechen, Jorgos Karaiskakis:

„... Der mit Dem Schwert Geschichte schrieb“

Biographischer Roman von Anna Tolys

Deutsche Bearbeitung nach dem Griechischen

Mit 16 zeitgenössischen Bildtafeln u. 1 Karte / Ganzleinen RM. 6,50

„Die griechische Verfasserin beschwört die Zeit herauf, in der die Morgenröte über einem freien Griechenland leuchtete. In dem erstaunlichen Lebenslauf des ‚Sohnes der Nonne‘, Karaiskakis, spiegelt sich ein Geschehen wieder, das von homerischem Atem durchweht ist. Eine vortreffliche Verdeutschung (durch C. W. Rudolph) und schöne Bilder bringen das vom Feuer der Liebe geglühte Werk auch deutschen Lesern nahe.“ („Die Woche“, Berlin, 25.11.36)

Zu beziehen durch jede Buchhandlung!

Schlieffen-Verlag, Berlin SW 11

Aus dem Inhalt früherer Hefte von „Länder und Völker“

Heft 6 / Juni 1936: Otto Corbach, Wachsende Wüste — schrumpfender Lebensraum
Walter Estermann, Die Straße des Imperiums / Harald Feddersen, Die Dardanellen — eine Schlüsselstellung zwischen Orient und Okzident / Hans Hömberg, Das Land der Skipetaren / Hermann Lufft, Townsend und Aberhart / Karl Friedrich Langenbach, Auf den Spuren der ersten deutschen Flotte.

Beilage: Außer-europäische Bibliographie II

Heft 7 / Juli 1936: Otto Corbach, Kreuzzüge und Ostlandfahrten / Karl Friedrich Langenbach, Das Erste Reich, vor tausend Jahren / W. K. Nohara, Unsere Freundschaft ist ein „Troß-Verhältnis“ / Zoltán Szende, Deutschland von ungarischer Warte gesehen / Paul H. Kuntze, Der große Kreislauf des Deutschen / Otto Lehmann, Völkerverbindung durch Luftverkehr / Oelze von Lobenthal, Die Planwirtschaft in der Welt / Richard Kaysenbrecht, Länder, Völker und Kulturen im Dienste der olympischen Idee / Brasilien-Abend im „Haus der Länder“.

Beilage: Ibero-amerikanische Bibliographie

Heft 8 / August 1936: Deutschland und die Welt / Pung Fai Tao: Gedanken um die Beziehungen zwischen China und Deutschland / Hiroo Furuuchi: Das neue Deutschland in den Augen eines Japaners / Florian Kienzl: Durch befreundetes Land / Friß Nonnenbruch: Neue Weltwirtschaft / Karlheinz Rieker: Deutsche und europäische Bevölkerungsprobleme / Kündler deutschen Geistes / Wie Portugiesen Deutschland sehen / Deutsche Schulen in Mittelamerika / Deutsche Landschulheime in Iberoamerika / Wehrhaftes Deutschtum in den Vereinigten Staaten.

Beilage: Europäische Bibliographie III

Heft 9 / September 1936: O. Philipp, Ein islamitisches Reich im nahen Orient? / Dr. Karl Klinghardt, Afghanistan / Gefahrenquelle: Balkan / Dr. Ewald Volhard, Tanz in der Oase Kufra / Otto Corbach, Australische Landplagen / In vier Jahren in Tokio / 9000 deutsche Schulen in der Welt.

Beilage: Außer-europäische Bibliographie III

Heft 10 / Oktober 1936: Dr. Karl Haushofer, Entwicklung der pazifischen Geopolitik im vierten Jahrzehnt des XX. Jahrhunderts / Dr. Gustaf Hägermann, Von den Alëuten bis Australien / W. K. Nohara, Pazifische Fragen von Japan aus gesehen / Pung Fai Tao, Chiang Kai Schek / Chu Chia Hwa, Die „Neue Lebensbewegung“ in China / Tang Leang Li, Warum kann der Kommunismus in China keinen festen Fuß fassen? / Dr. Hermann Lufft, Zum ostasiatischen Bevölkerungsproblem / Dr. Hans Schippel, Die Entwicklung der chinesischen Wirtschaft / Dr. Friß Olimsky, Als Journalist durch Sowjetrußland / Der Schuß des Empire / Hollands Kolonialsorgen / Hans Hömberg, Ostasiatische Miniaturen.

Beilage: Ibero-amerikanische Bibliographie

Heft 11 / November 1936: Vorwort zu: Florian Kienzl, San Martín, „El Capitán de los Andes“ / USA. wählt einen Präsidenten / Karl Schwarz, Amerikanische Jugend vor der Wahl / Otto Lehmann, Die Überquerung des Nordatlantik / Dr. Oelze von Lobenthal, Währungschaos in aller Welt / Paul H. Kuntze, Deutschlands Kriegsmarine / Dr. Gustaf Hägermann, Hundert Jahre Adelaide.

Beilage: Europäische Bibliographie IV

